



# BOYS IN THE VALLEY

LESEPROBE

PHILIP FRACASSI



Band 26

Erschienen im  
buchheim  
VERLAG

- Leseprobe -

BOYS  
IN THE  
VALLEY

P H I L I P F R A C A S S I

Illustriert von  
**Vincent Sammy**

Aus dem Amerikanischen von  
**Christian Jentsch**

Grimma  
Buchheim Verlag  
2024

Deutsche Erstausgabe  
Limitiert auf 999 Exemplare

© 2024 Buchheim Verlag, Olaf Buchheim, Grimma  
Alle Rechte vorbehalten

Cover & Illustrationen: Vincent Sammy  
Lektorat: Dr. Frank Weinreich  
Satz im Verlag

[www.buchheim-verlag.de](http://www.buchheim-verlag.de)  
[www.cemeterydancegermany.com](http://www.cemeterydancegermany.com)

Die Figuren und Ereignisse in diesem Buch sind frei erfunden.  
Jede Ähnlichkeit mit wirklichen Personen, seien sie lebendig  
oder tot, wäre reiner Zufall und vom Autor nicht beabsichtigt.

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

BOYS IN THE VALLEY

Copyright © 2021 and 2023 by Philip Fracassi  
Publication for this German special edition arranged  
through Copps Literary Services, LLC.

# BOYS IN THE VALLEY

*Für Dominic*

## EINFÜHRUNG

Lassen Sie mich dies voranschicken: Ich bin Philip Fracassi tatsächlich nie begegnet, kenne ihn aber schon seit einer Ewigkeit.

Es ist schwer zu erklären, wie ein paar Telefonate oder der Austausch von Geschichten so ein Empfinden in Bezug auf eine andere Person bewirken können: über ihr Talent, ihre Arbeitsmoral, ihren Ehrgeiz. Wir mögen durch Tausende von Meilen getrennt sein, aber irgendwie, trotz all der Gründe, warum es eigentlich absurd ist, es zu behaupten, ist Philip für mich wie ein Verwandter. Lesen Sie sein Blog, dann werden Sie erkennen: Seine Mühen sind jedes Schriftstellers Mühen, seine Träume jedes Schriftstellers Träume und seine Siege sind, ja, jedes Schriftstellers Siege.

Denn, machen wir uns da nichts vor, seine Arbeit hat uns alle bereichert.

Nehmen Sie *Boys in the Valley*. Die Grundkonstellation ist reiner Horror: Ein unbekanntes Böses ergreift Besitz von einer Gruppe von Jungen in einem abgelegenen Waisenhaus im ländlichen Pennsylvania. In weniger fähigen Händen könnte daraus leicht eine abstoßende Geschichte voller Gewalt um der Gewalt willen werden. Doch Philip's Hände sind sicher und ruhig, und was er aus dieser Grundkonstellation macht, ist außergewöhnlich. Denken Sie an Jack Ketchums *The Girl Next Door* [dt. Titel: *Evil*]. Dieses Buch stellt sich unseren schlimmsten Grausamkeiten, ohne mit der Wimper zu zucken, und fordert Antworten auf die großen Fragen ein, die uns quälen. Was ist das Böse? Ist es wohlmeinende Vernachlässigung, böswillige Absicht? Irgendeine tiefere, unverständlichere Finsternis? Besitzen wir als Menschen ein Licht, das stark genug ist, so eine Finsternis zu überwinden? Wo ist Gott in alledem? Ist er für uns, gegen uns?

Es ist ein Buch, das mich an zwei andere große Werke erinnert: William Goldings *Lord of the Flies* [dt. Titel: *Der Herr der Fliegen*] und Michael Powells und Emeric Pressburgers Film *Black Narcissus* [dt. Titel: *Die schwarze Narzisse*]. In Goldings Roman bildet eine auf einer einsamen Insel gestrandete Gruppe von Jungen ihre eigene zum Scheitern verurteilte Gesellschaft und versinkt rasch in Verderbtheit. In Powells und Pressburgers Film ist eine Gruppe von Nonnen hoch oben im Himalaja stationiert und sieht sich von ihren eigenen erdegebundenen Begierden heimgesucht. Beide Werke deuten an, dass unsere Umwelt ihren Anteil daran hat, uns wahnsinnig zu machen, aber auch, dass unser Verhängnis irgendwie »einem finalen, rebellischen Akt des besessenen Fleisches« innewohnt, um eine Wendung aus *Boys in the Valley* auszuborgen.

Und doch: Philips Buch bietet ebenso viel Hoffnung wie Verzweiflung. In meiner Lieblingspassage darin erklärt Pater Andrew unserem Helden Peter, einem jungen Anwärter auf die Priesterschaft: »Christus entdecken wir nicht in einem abgedunkelten Raum ... Wir entdecken ihn im Licht. Wir finden nicht durch die Flucht von einem entfernten Ort zu Gott, sondern durch die Ankunft dort, wo wir bereits sind.« (Als Schriftsteller liest man manchmal eine Passage in einem Buch, die so schmerzlich schön und perfekt ist, dass man sich wünscht, man hätte sie selbst geschrieben. Bei anderen Gelegenheiten ergibt man sich in die Erkenntnis, dass man gar nicht fähig wäre, etwas derartig Gutes zu verfassen. So verhält es sich hier.)

Ich könnte mich weiter über *Boys in the Valley* auslassen – seine Sprache, seine Menschlichkeit, sein Mitgefühl –, aber das würde nur Ihr Leseerlebnis hinauszögern, das abwechselnd qualvoll, beängstigend, herzerreißend und grandios sein wird.

In vielerlei Hinsicht fühlt es sich so an, als wäre Philip Fracassi schon immer da gewesen und hätte in aller Stille mitten unter uns gearbeitet, Buch für Buch, Geschichte für Geschichte. Ich hoffe, er wird es immer sein – teils weil ich hoffe, dem Kerl eines Tages im sonnigen Los Angeles zu begegnen, ihm ein Bier auszugeben und ihm zu erklären,

was sein Werk mir in diesen letzten paar Jahren bedeutet hat. Aber hauptsächlich deswegen, weil unsere Welt dieser Tage alle Hoffnung braucht, die sie erlangen kann, und solange Schriftsteller wie Philip Fracassi im Licht schufteten, kann uns die Finsternis nicht überwinden.

**Andy Davidson**  
Cochran, Georgia  
10. Februar 2021

»Wenn ich gefragt werde, wie viele Dämonen es gibt, antworte ich mit den Worten, die der Dämon selbst durch einen Dämonischen verlauten ließ:

›Wir sind so viele, wären wir sichtbar, würden wir die Sonne verdunkeln.«

– Pater Gabriele Amorth,  
ehemaliger Präsident der  
Internationalen Vereinigung der Exorzisten

»Just a man, I'm not a hero  
Just a boy, who had to sing this song.«

– *Welcome to the Black Parade*  
von My Chemical Romance

## PROLOG

*Harris Valley, Pennsylvania. 1898.*

*Mitternacht.*

Das gedämpfte Rumpeln von Karrenrädern weckt mich aus leichtem Schlaf.

Durch mein verdunkeltes Fenster dringen das Hufgeklapper und das angestrengte Atmen von Pferden. Ein Karren nähert sich dem Haus, wird langsamer und bleibt stehen. Erhobene Männerstimmen bündeln sich und fallen dann auseinander. Enttäuschung, verschleiert unter Ausgelassenheit und Zecherei. Ich höre Mutter in der Küche und meine Aufmerksamkeit teilt sich. Ich schlage die Decke zurück und laufe barfuß zum Fenster. Kalte Luft zwängt sich durch dünnes Glas und ich schaudere. Vaters dunkle Silhouette steht in der schmalen Gasse, ein Arm erhoben. Er schreit auf und sich entfernende Stimmen antworten. Sein Arm fällt herab. Er wendet sich dem Haus zu, scheint zu stolpern, fängt sich wieder. Der lange schwarze Strich der Flinte in seinen Armen zeigt himmelwärts. Geschirr klirrt in der Küche und ich laufe zu der Tür, die mein Zimmer vom Wohnbereich trennt – er umfasst das Wohnzimmer, das Esszimmer und die Küche. Unsere ganze Welt besteht aus nicht mehr als drei Zimmern und zwei Nebengebäuden. Sie wird zusammengehalten von verzogenen Holzbrettern und geheizt von einem verrosteten schwarzen Herd, der die Kohlen schneller verbrennt, als wir sie nachfüllen können.

Ich kann mich glücklich schätzen, ein eigenes Zimmer zu haben, auch wenn es nicht sehr groß ist. Obwohl ich noch klein bin, kann ich in keine Richtung drei große Schritte machen. Vater sagt, ich sei ein *Zwerg*, aber Mutter meint, ein neun Jahre alter Junge habe noch Zeit,

um zu wachsen. Ich hoffe, einmal groß zu werden, aber nicht so groß, dass ich nicht mehr in mein Zimmer passe. Es gefällt mir zu sehr.

Ich kann jetzt besser sehen, weil Mutter die Küchenlampen angezündet hat. Zwischen der Tür meines Zimmers und dem Rahmen ist genug Platz, um einen Finger hindurchzustecken, also fällt genug Licht hinein, das die dunklen Wände überzieht und den Schatten in den Ecken und unter meinem Bett teilt. Ich gehe leise zur Tür – es wäre gar nicht gut, wenn sie wüssten, dass ich auf bin – und luge durch den Spalt. Wenn ich den Kopf drehe, kann ich die ganze Küche und den Esszimmertisch sehen, jedoch nicht viel mehr. Mir ist kalt in nur einer langen Unterhose, aber ich will von dem Ausflug hören. Mutter hat den Herd angezündet und ich kann die Zwiebelsuppe riechen, die sie aus dem Eiskasten geholt hat und jetzt aufwärmt. Sie setzt einen Kessel mit Kaffeewasser auf. Vater schlägt die Tür zu, und das ganze Haus rappelt. Mutter wischt sich die Hände so an ihrer Schürze ab, wie sie es tut, wenn sie aufgeregt ist. Es sieht aus, als will sie sie auswringen.

Vater tritt in mein Gesichtsfeld, ganz Bart und abgenutztes Leder. Ein arg ramponierter Stetson ist über schwarze Haare gequetscht. Er zieht einen Stuhl heran und lässt sich schwerfällig darauf nieder. Der Flintenschaft stößt auf den Boden und er sieht die alte Winchester an, als wollte er sie auffordern zu sprechen.

»Nichts?«, fragt Mutter. »Überhaupt nichts?«

Vater wartet darauf, dass die Flinte antwortet, doch sie bleibt stumm.

»Ich nehme, was in dem Topf ist, Sissy. Und einen Kaffee.«

»Die Suppe muss noch heiß werden«, antwortet sie, während sie rührt. Ihr Blick ist auf die Herdplatte gerichtet, nicht auf meinen Vater.

»Du hast getrunken.«

Ich betrachte ihn eingehender und suche nach Anzeichen von Trunkenheit, aber mir fällt nichts auf. Woran Mutter es wohl erkennt? Er sieht müde aus und so, als hätte man ihm unrecht getan, aber das ist sein natürlicher Zustand.

»Der Sheriff erschießt Wilderer. Das Land gibt nichts her.« Vater schüttelt den Kopf. Er nimmt den Stetson ab und legt ihn auf den Tisch. Die Flinte hält er immer noch in der Hand.

Ich will die Tür öffnen und zu ihm gehen. Bei ihm sitzen und ein Männergespräch über den Sheriff und das Land mit ihm führen.

Der Kessel fängt an zu pfeifen.

»Was sollen wir tun, Jack? Der Garten wirft zwar einiges ab, aber wir brauchen Fleisch. Der Winter steht vor der Tür.«

Vater fährt sich mit der Hand durch die langen Haare. »Bitte ...«, beginnt er und ich zittere wegen seiner Stimme ebenso wie vor Kälte. »Sei still, Sissy. Sei einfach still und bring mir einen Kaffee.«

Im Stillen flehe ich meine Mutter an aufzuhören. Ihn in Ruhe zu lassen. Sie weiß, wie er ist. Ich schließe für einen Moment die Augen und bete lautlos. Dann beobachte ich weiter.

Der Kessel schrillt und ich weiß, wäre ich nicht längst wach, wäre ich spätestens jetzt aufgewacht. Das Haus ist vom schrillen Kreischen heißen Dampfs erfüllt.

»Ich verstehe ... Ich verstehe ...«, seufzt Mutter. »Du bist zwei Tage lang mit den Jungs unterwegs, saufen und wer weiß was sonst noch. Und lässt mich und Peter hier verhungern. Verhungern!« Das letzte Wort schreit sie ihm entgegen und ich sehe, wie sich das Gesicht meines Vaters rötet. Er kneift die Augen fest zusammen und reißt sie dann weit auf.

»Halt deinen gottverdammten Mund!«, brüllt er und Speichel fliegt wie Nebel in die Laterne. »Sei still. Sei still. Sei still!«

»Du bist schrecklich, Jack! Du weckst Peter noch auf ...«

Vater schlägt mit der Hand auf den Tisch und Mutter, der aufgeht, dass sie zu weit gegangen ist und ihn zu sehr bedrängt hat, nimmt rasch den Kessel und gießt Kaffee in eine Tasse neben dem Herd. Das Nachlassen des schrillen Pfeifens ist eine Erleichterung. »Du bist eine Enttäuschung«, erklärt sie, während sie eingießt. »Wie kannst du es wagen, in meinem Haus zu fluchen? Den Namen des Herrn zu missbrauchen ...«

Er murmelt irgendwas. Es hört sich an wie »Das reicht«. Aber ich bin nicht sicher. Ich weiß nur, dass er aufgebracht ist. In so einem Zustand habe ich ihn noch nie erlebt. Sein nach unten gewandtes Gesicht ist wie versteinert, seine Augen sind schwarze Perlen.

Mutter bringt die Kaffeetasse zum Tisch. Ihre Lippen sind so dünn wie eine gespannte Bogensehne. »Du bist kein Ehemann«, stellt sie fest. »Du bist nicht einmal ein Mann!«

Abrupt wendet er sich ihr gerade für eine Erwiderung zu, als sie mit der Tasse eintrifft. Sein Ellbogen stößt sie ihr aus der Hand und der heiße Kaffee klatscht ihm in den Schoß.

Vater schreit vor Schmerzen und springt auf. Der Stuhl kracht zu Boden und Mutter weicht zurück, die Hände flehentlich erhoben. Aus ihrem Mund strömen Bitten um Entschuldigung und das blanke Entsetzen.

»Es reicht«, verkündet er.

Ich sehe zu, wie Vater mit einer geübten und beiläufigen Bewegung den Lauf der Flinte hebt und mit scheußlicher Geschmeidigkeit den Hahn spannt.

Mutter reißt die Hände in die Luft. »Ach, lieber Gott!«

Das Krachen der Flinte lässt die Luft erbeben.

Mutter wird zurückgeschleudert, wie von der Hand Gottes gezogen. Sie prallt mit solcher Wucht gegen den Herd, dass die Tür aufspringt und Kohlen in einem Funkenschauer herausfliegen wie Seelen in Flammen. Eine nicht weit entfernt an einem Haken hängende Laterne fällt herab und brennendes Öl spritzt auf den Boden und an die Wand. Fadenscheinige Vorhänge fangen den heißen Sprühregen auf und brennen im Nu lichterloh.

Für einen Augenblick steht die Zeit still, dann heult Vater auf.

»Ach, Sissy!« Er hält sich eine schmutzige Hand vor den Mund, während es im Raum flackernd heller wird. »Ach, verdammt, Sissy!« Er kniet sich neben sie und schluchzt.

Nasse Wärme rinnt mein Bein hinab und als ich nach unten blicke, sehe ich, wie sich eine Pfütze um meinen Fuß bildet. Als ich den Blick wieder hebe, setzt sich Vater gerade wieder an den Tisch.

Eine Wand ist von Flammen bedeckt. Dunkler Rauch wallt unter der niedrigen Decke wie eine Gewitterwolke.

Vater wendet den Kopf zu meiner Tür und für einen Moment treffen sich unsere Blicke. Ich stelle mir vor, wie ich für ihn aussehen muss. Wie ein Splitter von einem Sohn. Wie ein glänzendes neugieriges Auge im Dunkeln, das seine Sünden beobachtet.

Vater hält den Blick weiterhin auf mich gerichtet. Ich studiere ihn. Nasse Augen und zerzauste Haare. Struppiger Bart. Ein in tanzende rote Flammen getauchtes, von Schweiß bedecktes Gesicht. Er sieht weg, wieder zu meiner Mutter.

Er dreht sich nicht noch einmal zu mir um.

Ich will rufen, schreien. Zu ihm laufen.

Meine Zähne klappern. Ich fange an zu stöhnen und kann nicht mehr aufhören.

Ich kann mich nicht bewegen, kann nicht atmen.

Nur zusehen, das kann ich.

Langsam spannt er den Hahn der Winchester – ebenjener Flinte, mit der zu schießen er mich letzten Sommer gelehrt hat. Vater klemmt sich den Schaft zwischen die Knie und presst die glanzlose Spitze des Laufs unter sein Kinn.

Etwas in mir erwacht und im letzten Moment schließe ich die Augen.

Dieser Schuss ist dumpfer als der erste.

Schnell und schwer atmend reiße ich die Tür auf und starre kühn auf die Szenerie.

Einen Moment lang sehe ich mich als Zuschauer – als dünnen Schatten, der vor einem Feuerdrachen erzittert; wimmernd, mit einem nassen Fleck im Schritt.

Vor mir gibt es nur noch Tod und Blut und Rauch und Feuer.

Meine ganze Welt steht in Flammen.

TEIL EINS

---

WIR SIND VIELE

*Waisenhaus St. Vincent  
Delaware County, Pennsylvania. 1905.*

»Peter, wach auf.«

Ich öffne die Augen, denen sich der vertraute Anblick bietet.

Weißer Wände. Zwei Reihen von Betten mit Metallgestellen. Ausgebleichte Kiefernholzdielen. Helles, fahles Licht, das durch vorhanglose Fenster in der Ostwand hereinschießt. Eine große gewölbte Doppeltür aus Eichenholz am anderen Ende des Raums ist geschlossen. Das funkelnde Blitzen des polierten Eisenkreuzes, das als beständiger Wächter darüber hängt. Und immer beobachtet.

Simon knufft mich in die Schulter. »Wach auf. Du hast einen Albtraum.«

Ich setze mich auf, reibe mir die Augen. Die meisten Kinder schlafen, also muss es noch früh sein. Noch keine sechs Uhr.

»Ich bin wach«, versichere ich Simon und schiebe ihn sanft zu seinem Bett zurück. Er lacht, setzt sich auf die Matratze und sieht aus dem Fenster zwischen unseren Betten.

»Heute könnte es schneien«, verkündet er aufgeregt, als wäre das etwas Gutes.

»Zu früh.« Ich gähne und recke mich. Im Schlafsaal ist es eiskalt. Mein dünner Bademantel liegt zusammengeknautscht am Fußende und ich ziehe ihn über einen Baumwollschlafanzug, aus dem ich längst herausgewachsen bin, sodass ärgerlicherweise Schienbeine und Unterarme halb entblößt sind.

Ich gleite mit den Füßen in meine Schuhe und folge dann Simons Blick durch das Fensterglas.

Der Himmel draußen ist so weiß wie Knochen und genauso hart. Ich stehe auf, um einen besseren Blick auf das Grundstück zu haben.

Die Bäume sind kahl und grau. Sie sehen tot und verkümmert aus. Die Erde ist eine Fläche aus unkrautartigem Gras, das in dem fahlen Licht ebenso grau aussieht wie die Bäume. Farblos. Die Scheune mit unseren Pferden, Schafen und Ziegen befindet sich im Süden. Vor uns liegt das Feld, das wir an diesem Morgen beackern werden, indem wir aus dem Boden holen, was wir können, und es für den Winter einlagern, von dem ich gehört habe, dass er lang und hart werden soll. Ich frage mich, ob ein paar der Jungs sterben werden, bevor sich der nächste Frühling blicken lässt, und spreche im Stillen ein Gebet für sie alle.

Ich werfe einen kurzen Blick auf den Aufziehwecker auf meinem Nachtschrank – das einzige Möbelstück, das uns gestattet ist – und sehe, dass es ein paar Minuten vor sechs ist. Niemand außer mir hat eine eigene Uhr und sie ist das Einzige, was mir aus meiner Kindheit, von meinem früheren Leben geblieben ist. Das Einzige, was ich bei meiner Flucht aus dem brennenden Haus gerettet habe.

Ich schalte den Wecker aus. Ich muss die schrille Glocke nicht hören, um wach zu werden. Die Erinnerungen reichen aus, um meinen Schlaf zu unterbrechen.

»Geh dich waschen, Simon. Und nimm Basil mit.«

Basil, ein kleiner, kränklicher englischer Junge mit schwarzen Haaren, der noch keine zehn Jahre alt ist, beobachtet mich und Simon von der anderen Seite des Raums aus großen Eulenaugen. Er ist bereits vollständig angekleidet.

»Ach, warum denn, Peter?«

»Weil er wach und bereit ist.«

Ich beobachte sie, wie sie aus dem Schlafsaal zum Waschraum schlendern. Im Licht des frühen Morgens betrachte ich dann die anderen, weil ich neugierig bin, ob sonst noch jemand aufgewacht ist.

Anscheinend hat mein Albtraum die anderen jedoch nicht gestört. Ich fühle mich schlecht, weil ich Simon geweckt habe. Aber der Tag

bricht ohnehin bald an und in Kürze wird Poole die erste Glocke läuten. Er erwartet von uns, dass wir vor der anschließenden Glocke zehn Minuten später angekleidet und bereit sind.

Ich ziehe Bademantel und Schlafanzug aus und den dicken Pullover und die Hose an, die ordentlich gefaltet in meinem Nachtschrank liegen. Heute wird es kalt und die Vorstellung der Ankunft des Winters bereitet mir Sorgen aus Gründen, die ich nicht wirklich verstehe. Ich habe hier im St. Vincent viele Winter erlebt und sie waren alle gleich. Ein scheinbar ewig dauerndes Fegefeuer aus Kälte und Dunkelheit.

Und doch ertappe ich mich bei meinem Blick durch das Fenster auf die trostlose Landschaft bei einem sorgenvollen Stirnrunzeln.

Meine Melancholie legt sich, als die erste Glocke im Foyer ihren Befehl läutet. Ich wende mich dem Schlafsaal zu und sehe, wie sich die klobigen Formen unter den Laken ächzend rühren.

Die Jungen erwachen.

## 2

Ich trete nach draußen und sehe Pater Andrew am Tor warten, das zu den Feldern führt. Er winkt und ich winke zurück. Jungs toben mit gemischten Gefühlen an mir vorbei: Sie freuen sich, draußen zu sein, sind aber auf der Hut vor der vor ihnen liegenden Arbeit. Aaron, ein rotwangiger Kerl mit blonden Haaren, so hell, dass sie in der Morgensonne weiß aussehen, passt seinen Schritt meinem an. Er ist erst dreizehn, aber groß, wenn auch mager, und eine der wenigen Waisen von beinahe meiner Körpergröße.

»Schon wieder auf die Felder?«, beklagt er sich. »Wir haben genug Vorräte für eine ganze Armee eingelagert.«

»In ein paar Wochen, wenn wir eingeschneit sind und wie die Ratten in der Falle sitzen, wirst du den Priestern danken. Weißt du noch, letztes Jahr?«

Er ächzt übertrieben dramatisch und ich lache und klopfe ihm auf die Schulter. »Teil die Jungs auf, ja? Hilf Pater Andrew.«

Aaron nickt, zupft an ein paar Jacken und schiebt die Kleinen ein wenig an. »Wer gestern auf dem Feld war, ist heute bei den Tieren. Alle anderen, aufs Feld. Na los, ihr Schlingel.«

Der andere im Waisenhaus wohnende Priester, der uralte Pater White, tritt durch die großen Eingangstüren nach draußen und beginnt damit, die restlichen Kinder zu sortieren. Die für die Scheune bestimmten Jungen machen sich in einer dicht gedrängten Gruppe auf den Weg, um sich um die Tiere zu kümmern und die Ziegen zu melken. Kuhmilch muss von der Hill-Farm, die ein paar Stunden zu Pferd im Osten liegt, zusammen mit unserem Fleisch und anderen Massenartikeln zugekauft werden.

Seit dem Tag meiner Ankunft im Waisenhaus bin ich noch nicht weiter von hier weggekommen als bis zur Hill-Farm. Die Küstenstadt

Chester liegt noch einmal drei Wegstunden jenseits der Farm, und das zu Pferd. Unser Tal ist abgelegen und den Priestern gefällt es so. Eine Straße herein, eine Straße hinaus; ein braunes Band, das wie ein gegenläufiger Fluss die grünen Hügel im Osten emporfließt und auf dem Kamm der Dünung im klaren blauen Himmel zu verschwinden scheint. Im Norden und Westen erheben sich dichte Wälder. Im Süden liegt nichts als öde Prärie, ein Meer aus Heidekraut, das letzten Endes aufwärtsstrebt wie eine wogende Welle.

So oder so ist unser Heim eine abgelegene Zuflucht tief im Kessel der Talmündung.

Ich nehme mir einen Moment, um die Kinder zu begutachten – das ist etwas, das ich mir in den letzten Monaten zur Gewohnheit gemacht habe – und mich zu vergewissern, dass alle da sind. Das kann schwierig sein, weil die Jungen mit ihren Kurzhaarschnitten und identischen hellblauen Jacken fast alle gleich aussehen. Fast, aber nicht vollkommen.

Mein Blick fällt auf Bartholomew – einen stillen, mürrischen Teenager, der vor zwei Jahren zu uns gekommen ist. Er steht für sich neben der Scheune und tritt nach etwas im Gras. Er ist ein Träumer, schnell abgelenkt, aber ich weiß nicht, ob ich ihn mag. Er scheint immer allein zu sein ... aber dabei seine Umgebung zu beobachten, als studierte er die anderen. Ich kann mich selbst nicht leiden, weil ich das denke, aber ich finde ihn ein wenig eigentümlich.

Finnegan und Jonathan – oder die »Zwillinge«, wie wir sie nennen – gehen natürlich Seite an Seite. Ihre schmutzig blonden Haare, die blasse Haut, gleiche Größe und Statur sowie ihre harmonisierenden Persönlichkeiten lassen sie wie Brüder erscheinen und nicht wie das, was sie wirklich sind: zwei Jungen, die im selben Monat gebracht wurden – in dem stürmischen Dezember vor drei Jahren – und sich so rasch und mühelos angefreundet haben, dass es wie vorherbestimmt schien. Jetzt sind sie unzertrennlich und ganz reizend. Beide lachen schnell und wenn einer bestraft wird, weint der andere. Sogar Pater Poole scheint von ihnen eingenommen zu sein und lässt ihnen oft mehr durchgehen,

als er dies bei anderen Kindern tun würde. Es sagt einiges über den Charme der beiden aus, dass dies eigentlich niemanden stört.

Ich schaue mich nach Simon um und sehe ihn in lebhafter Unterhaltung mit Byron, einem zähen Stadtjungen, der offen gesagt in der Zeit nach seiner Ankunft ein erhebliches Problem darstellte. Er war oft in Prügeleien verwickelt und schikanierte die jüngeren Kinder. Ein Ausflug ins Loch hat das erste Problem gelöst und ich bilde mir ein, bei der Lösung des zweiten geholfen zu haben. Ich setzte mich zu ihm und erklärte ihm die Bedeutung des Zusammenhalts, vor allem hier. Ich führte ihm vor Augen, was es bedeutet, einer der älteren Jungen zu sein. (Obwohl er damals mit seinen elf Jahren kaum dazugehörte. Aber wir sagen, was wir sagen müssen.) Er wusste meine Offenheit zu schätzen und auch, so glaube ich, dass ich ihm Respekt erwies. Das einzige Problem seit jener Unterhaltung eines warmen Nachmittags ist seine anschließende und unvorhergesehene übermäßig beschützerische Einstellung mir gegenüber. Was zwar nett ist, manchmal aber auch peinlich. Zumindest schikaniert er seitdem niemanden mehr.

Ich drehe mich nach Nachzüglern um. Pater Poole steht unmittelbar hinter mir und füllt die geöffneten Türen des Waisenhauses aus, da er uns alle betrachtet. Hinter ihm stehen David, Ben und Timothy, die Eimer, Bürste und Besen tragen. Ich kann Davids rebellisches Grinsen beinahe spüren, da er sich für einen langen Tag des Fußbodenschrubbens bereit macht. Er und ich sind gleich alt – beide sechzehn – und de facto die großen Brüder dieser seltsamen Familie, auch wenn er das nicht so sieht. Er gibt vor, nicht zu bemerken oder nicht darauf zu achten, dass die jüngeren Kinder zu ihm aufsehen. Er und die beiden anderen werden heute bis zum Mittagessen Böden schrubben – eine leichte Bestrafung dafür, dass sie die Bibelverse, die sie hatten lernen sollen, vernachlässigt haben ...

Ich werde aus der Versunkenheit meiner Reflexionen gerissen, als mir plötzlich auffällt, dass Pooles kalte blaue Augen mich fixieren. Ich wende mich ab und begeben mich zum Schuppen.

Eine unregelmäßige Reihe hat sich vor der Schuppentür gebildet. Das Gebäude steht im hohen Gras unweit der Scheune in einer Reihe

mit zwei großen Toilettenhäuschen und einem verfallenen älteren Gebilde, das jetzt für wenig mehr als die Unterbringung von Mäusen und Spinnen benutzt wird. Der große Schuppen beherbergt vornehmlich landwirtschaftliche Geräte und steht, obwohl neuer und stabiler als die älteren Bauten, ein wenig schief da. Pater Andrew hat verlauten lassen, der Schuppen und das andere Gebäude würden im nächsten Sommer vermutlich abgerissen und die Geräte in die größere und viel neuere Scheune gebracht.

Vor der offenen Schuppentür steht wie ein Bollwerk die massige Gestalt Bruder Johnsons. Er reicht einem Jungen nach dem anderen ein landwirtschaftliches Gerät – Harke, Sense, Schaufel und so weiter.

Johnson ist ein verhasster Mann. Ein baumlanger Riese mit langen schmutzigen Haaren, bräunlich-gelb verfärbten Zähnen und matten braunen Augen im Schatten buschiger Brauen. Er ist nie glatt rasiert wie die Priester und trägt zwar eine Soutane, aber die ist schmucklos und rau und so schwer wie eine Satteldecke. Alle Jungen kennen die Gerüchte darüber, wie es kommt, dass Bruder Johnson bei uns ist. Und zwar soll er zu einer Dienstverpflichtung bei Poole verurteilt worden sein, weil er in der Stadt Verbrechen verübt hat. Welcher Art diese Verbrechen und das ihnen innewohnende Grauen waren, darüber gibt es nur Gerüchte, nicht mehr. Aber ich habe den Verdacht, dass es nicht nur Diebstähle gewesen sein können, für die Johnson zu einem Leben in Buße verurteilt wurde. Was er auch getan hat, es war bestimmt weit aus schlimmer als zu stehlen und ist ganz sicher oftmals vorgekommen. Darauf würde ich mein Leben wetten.

Und jetzt spüre ich am Ende der Reihe Johnsons finsternen Blick auf mir. Ich weigere mich, ihm zu begegnen, und warte geduldig, während den letzten Jungen ihr Werkzeug für die Arbeit dieses Morgens ausgehändigt wird.

»Das ist zu schwer, Johnson!«

Ich trete zur Seite und sehe Basil an der Spitze der Reihe, wie er eine große Schaufel mit einem massiven Eisenblatt in den blassen Händen hält.

»Wer nicht arbeiten kann, soll auch nicht essen.« Johnsons Stimme ist guttural und gefühllos. »Das ist die Regel.«

»Aber ich *kann* arbeiten«, wendet Basil ein, während er versucht, das ungebärdige Ding in seinen Armen auszubalancieren. Sein rauer englischer Akzent klingt angesichts der kleinen, schwächtigen Statur immer seltsam und fehl am Platz. »Nur nicht mit dieser blöden Schaufel!«

Jegliche Belustigung, die auf Johnsons Gesicht gespielt haben mag, verschwindet. »Pass auf, was du sagst, Junge, sonst verbringst du den Tag im Loch«, grollt er. Dann beugt er sich vor und verpasst Basil mit knorrigem Finger einen Stoß vor die Brust. »Jetzt beweg dich!«

»Au!«

Ein jäher Zorn erfüllt mich. Ich verlasse meinen Platz und gehe an den wenigen verbliebenen Jungen vorbei zur Spitze der Reihe. Das Blut rauscht mir in den Ohren und mein Gesicht fühlt sich heiß an, aber ich konzentriere mich darauf, eine stetige Atmung und innere Gelassenheit zu bewahren.

»Ich nehme die Schaufel, Bruder Johnson«, biete ich an. »Geben Sie ihm eine von den Hacken. Damit kann er umgehen.« Ich zeige auf eine Hacke mit dünnem Stiel, die an der Schuppenwand lehnt.

Johnson richtet sich zu seiner vollen Größe auf, sodass er uns überragt. Er fixiert die Hacke, packt sie und wirft sie mir zu. Ich fange sie reflexartig.

»Nimm du die Hacke. Basil hat sein Werkzeug.«

Ohne nachzudenken oder zu zögern, nehme ich Basil die Schaufel aus den Händen und drücke ihm die Hacke hinein, dann stoße ich ihn grob weg, weil ich ihn aus dem Weg haben will. Er stolpert in Pater Andrews Richtung, der, wie ich zur Kenntnis nehme, zusieht. Ich wende mich wieder Johnson zu.

»Vielen Dank, Bruder Johnson, für Ihre Barmherzigkeit.«

Mit wildem Herzklopfen wende ich mich ab, um weiterzugehen, als sich eine Hand wie eine Bärenpatze schmerzhaft um meine Schulter schließt und mich herumwirbelt. Johnsons Gesicht ist nur Zentimeter von meinem entfernt. Ich kann die helle Narbe sehen, die sich eine

Braue entlangzieht, und die dicken Haare an seinem Kinn, auf den Wangen und in den Nasenlöchern. Das wahnsinnige Feuer in seinen bodenlosen Augen.

»Scheiß auf deine Barmherzigkeit«, zischt er mir ins Gesicht. Sein Atem ist heiß und sauer. »Wir arbeiten hier alle für unseren Lohn, Junge. Ich will verdammt sein, we...«

»Bruder Johnson, wenn Sie mit den Jungen fertig sind? Wir müssen voranmachen!«

Johnson und ich drehen uns beide um und sehen Pater Andrew, der näher gekommen ist und uns im Blick hat. Er lächelt und sein Tonfall ist unbeschwert, aber auch mit einer gewissen Härte unterlegt. Ich spüre sie und ich weiß, Johnson spürt sie auch.

Johnson atmet geräuschvoll aus und drückt meine Schulter so fest, dass ich dort bis zum Nachmittag blaue Flecken haben werde. Er flüstert mir ins Ohr. »Pass gut auf, Peter. Ich bin kein Priester, vergiss das nicht. Verdammt, ich bin nicht mal getauft.«

»Vielleicht haben Sie deswegen den Teufel in sich«, schnauze ich zurück und bin selbst überrascht von meiner Unverschämtheit.

Johnson starrt mich durchdringend an, sein Mund arbeitet. Aber seine Augen verlieren das Feuer und verlagern ihren Blick. Er verpasst mir einen heftigen Stoß, doch ich stürze nicht.

»Verpiss dich«, grollt er und wendet sich den Werkzeugen zu, um auch den verbliebenen Kindern welche zu geben, die mich mit großen Augen anstarren.

Ich mache auf dem Absatz kehrt und gehe steten Schritts zur wartenden Gruppe der Jungen und Pater Andrew, dessen Blick weiterhin über meine Schulter und auf Johnson gerichtet ist. In seinem Funkeln liegt eine Warnung und ich bin dankbar, dass sie sich nicht an mich richtet.

---

Johnson beobachtet, wie die letzten Jungen zusammen mit diesem Gecken von einem Priester, Andrew Francis, zum Feld laufen. Was

Poole in dem Mann sieht, erschließt sich ihm nicht. Er ist zu duldsam gegenüber den Jungen. Es mangelt ihm an Disziplin.

Trotzdem hat Johnson kein Interesse daran, sich mit ihm anzulegen. Der junge Priester kann die Dinge für ihn unangenehm machen, wenn er will. Also hält Johnson in Bezug auf *Pater Andrew*, wie ihn die Jungen nennen, einstweilen den Kopf unten und den Mund geschlossen. Eine Schande, sie seinen christlichen Namen benutzen zu lassen. Poole ist zu nachsichtig mit diesem jüngsten Zuwachs zu seinem Klerus. Viel zu nachsichtig. Andrew verzieht die Jungen. Ermuntert sie zu rebellischen Gedanken, und sie geben immer öfter Widerworte. Sind ungehorsam. Verscheißern ihn.

*Ah! Wenn diese kleinen Menschlein wüssten, was ich getan habe, denkt er, während er beobachtet, wie Peter neben Andrew mit den anderen durch das Tor und aufs Feld marschiert, um Paprika und Mais, Kohl, Tomaten, Kartoffeln und alles andere zu ernten, was sich noch ernten lässt, bevor der Frost die Sachen verdirbt. Was ich Männern und Frauen angetan habe ... und Kindern jünger als der Jüngste von ihnen ... Sie würden sich in ihre kleinen Hosen scheißen.*

Johnson gibt einen nebligen Seufzer von sich und schließt die Schupentür. Ein Anfall von Scham beim Gedanken an seine gewalttätige Vergangenheit erhitzt sein Gesicht und er murmelt ein halbherziges Gebet der Reue. Außerdem hat er selbst noch einiges an Arbeit zu verrichten, bevor der Schnee kommt. Holz muss gefällt und klein gehackt werden, genug um im langen Winter den Heizkessel zu füttern. Er kann nicht herumtrödeln und sich Gedanken über ein paar klugscheißernde Bälger machen.

*Aber wenn Peter glaubt, ein Priesteranwärter kann ihn vor der Vergeltung bewahren, könnte er damit nicht falscher liegen.*

»Wir sehen uns bald wieder, Junge, ja, das werden wir«, brummt er, während er durch das wild wuchernde, von Tau bedeckte Gras zur Scheune stapft.

Jemand muss dafür sorgen, dass die kleinen Drecksbengel hier nicht alles auf den Kopf stellen.

Auf Händen und Knien auf dem rauen Steinboden, die nasse Scheuerbürste in der Hand, hat David ein Auge auf Poole und das andere auf Ben.

Ben hat ihm eins ausgewischt und David ist erpicht darauf, es ihm heimzuzahlen. Während Poole die Weite seiner Domäne betrachtete, hat Ben seine Bürste in die Seifenlauge getaucht, damit in Richtung von Davids Gesicht gespritzt und ihn perfekt erwischt – Mund und Augen weit aufgerissen. Er ist beinahe stolz auf den kleinen Scheißer. Aber er wird sich trotzdem revanchieren. Wenn nicht jetzt, dann später. Schließlich haben sie den ganzen Tag Zeit dafür – er, Ben und der arme Timothy, der sich beinahe vollgeschissen hat, als Poole die Strafe austeilte, weil sie die albernen Bibelverse nicht gelernt hatten. Ben könnte sich nicht einmal merken, welcher Wochentag gerade ist, aber Timothy ist gescheit und David weiß, dass der Junge die gesamte Bibel auswendig lernen könnte, wenn man es von ihm verlangte.

Aber Timothy stottert auch und Pater White ist so schwachsinnig wie ein flügelloser Vogel, der bei seinen Versuchen zu fliegen zu oft auf den Kopf gefallen ist. Es hat wehgetan, dem bleichgesichtigen Rot-schopf dabei zuzusehen, wie er versucht hat, sich durch die Worte von Johannes dem Täufer zu stammeln. Der alte White hat angenommen, es läge daran, dass Timothy die Worte nicht gelernt hat, und nicht daran, dass er sie bloß nicht aufzusagen vermochte. Timothy war in Tränen aufgelöst, als er wegtreten musste, und obwohl sich Peter für ihn eingesetzt hat – *weil der heilige Petrus eben so ist* –, hat er dieselbe Bestrafung wie die anderen erhalten: Fußböden schrubben.

David vergewissert sich, dass Poole ihm noch den Rücken zudreht, dann zeigt er Ben den Mittelfinger und haucht ein Versprechen der

Vergeltung. Ben lacht sorglos und verteilt weiter Wasser auf dem Boden.

Ohne Vorwarnung sieht Poole zum Foyer und David widmet sich rasch wieder dem Schrubber, den Blick vor sich auf den Boden gerichtet. Er hört Timothy's angestregtes Atmen und denkt, dass sich der arme Junge anscheinend wirklich ins Zeug legt.

Nach ein paar Augenblicken, in denen er sich nichts sehnlicher wünscht, als sich bei Ben dafür zu revanchieren, riskiert David wieder einen Blick in Pooles Richtung.

Der hochgewachsene Priester steht stumm in der offenen Tür und blickt zum Himmel, als dächte er über eine weltbewegende Frage nach. Mit seinen dichten weißen Haaren, der langen Nase und den eisigen Augen gleicht er einem majestätischen König vor seinem Hofstaat (wenngleich einem in Bettlerkleidung), einer Person königlichen Geblüts, die sich nicht dazu herablässt, auf die Bauern zu ihren Füßen zu schauen. Dann verlässt Poole seinen Platz in den Eingangstüren und marschiert mit erhobenem und vorspringendem Kinn forschenden Schritts und mit klickenden Absätzen durch das Foyer und zur Kapelle am anderen Ende.

»Hey«, flüstert Ben, und David wendet sich ihm zu.

Wie ein Idiot.

Ein kalter, seifiger Spritzer trifft ihn im Gesicht und Ben lacht wieder. Wütend tunkt David seine Bürste in den Eimer. Genug ist genug.

»Mr. Mason.«

David erstarrt. Bens Grinsen ist wie weggewischt, sein Gesicht verliert jegliche Farbe und er richtet seine Aufmerksamkeit wieder auf den Boden und beschleunigt seine Bemühungen die Fliesen zu schrubben. Nicht weit entfernt ächzt Timothy.

*Hölle und Verdammnis.*

Mit einem stillen Seufzer legt David seine Bürste beiseite und steht auf, die Hände an den Hosennähten.

Er hat Angst und er hasst sich dafür.

»Ja, Pater.«

Poole hält eine der Kapellentüren auf und steht mit dem Rücken zu David und den anderen, aber er hat den Kopf gedreht – gerade weit genug –, sodass ein kaltes blaues Auge den Jungen aufs Korn nehmen kann.

»Alles, was man tut«, verkündet Poole ruhig, aber gemessen, jedes Wort eine Drohung, »jeder Atemzug, den man nimmt, jeder Gedanke, den man hat, all das existiert nur zum Ruhme unseres Herrn und seines Sohns Jesus Christus. Stimmt du mir da zu?«

David schluckt. Unter dem Blick des Priesters werden Erinnerungen wach, wie er als Kind in Pooles Kammer gerufen wurde. Wie Poole ihm befahl, die Hände flach auf den Schreibtisch zu legen. Wie der Lederriemen über seine Knöchel gezogen wurde, wieder und wieder.

Erinnerungen! An die Schmerzen. An das Blut.

»Ja, Pater.«

»Denkt daran, Kinder«, fährt Poole lauter fort und seine Stimme erzeugt ein staubiges Echo unter der hohen Decke des Foyers, »die Augen des Herrn sind immer auf euch gerichtet. Immer.«

Diesmal murmeln alle drei Jungen die erwünschte Antwort in einem kleinlauten, dünnbrüstigen Chor. »Ja, Pater«, bestätigen sie. (Wobei es aus Timothys Mund als *Pa-Pa-Pater* herauskommt.)

Ohne ein weiteres Wort verschwindet Poole in der Kapelle und die schwere Tür schließt sich hinter ihm. David sinkt auf die Knie, nimmt die Bürste und schrubbt, alle Gedanken an Vergeltung wie weggewischt.

Bei der Arbeit, von Fliese zu Fliese, schweifen seine Gedanken in die Ferne. Ein vertrauter quälender Gedanke kitzelt seinen Verstand, da er sich auf die Bürste stützt und die Borsten fester gegen den Stein drückt.

*Was wäre, wenn?*

*Was wäre, wenn* ... er nicht ausgesetzt worden wäre? In einer Gasse von einer Mutter und einem Vater, die er nie kennengelernt hat. In der Gosse entsorgt wie altes Fleisch. Wie Abfall.

*Was wäre, wenn* ... er nicht hierhergebracht worden wäre?

Hier aufgewachsen.

Als Diener. Als Gefangener.

*Was wäre, wenn ...* er geliebt worden wäre? Wenn er umsorgt worden wäre? Gebildet. Die Möglichkeit erhalten hätte, etwas Gutes mit seinem Leben anzufangen ...

David sieht zu seiner Überraschung Tränenflecken auf dem Stein, wo er arbeitet. Er schnieft und wischt sich mit dem Ärmel desselben öden Pullovers über die Augen, den er hundertmal an doppelt so vielen Tagen getragen hat. Er wirft einen Blick auf Ben, der still arbeitet und Davids Blick nicht begegnet. So dumm ist er nicht.

»Kommst du klar?«, fragt Timothy. »Ka-ka-ka...«

»Lass mich einfach in Ruhe«, stöhnt David, der die Anschlussfrage nicht hören will, an der der Junge gearbeitet hat. Mit finsterer Miene bewegt er mechanisch die Bürste und denkt bei jedem Kreiseln der Borsten, die rhythmisch über den harten, kalten Stein kratzen:

*Was wäre, wenn ... Was wäre, wenn ... Was wäre, wenn ...*

Andrew atmet die kühle, nach Heu duftende Morgenluft tief ein und wieder aus. Es fühlt sich wie ein guter Tag an. Ein schöner, von Gott gesegneter Tag.

Er beobachtet Peter, wie er an der Seite der anderen Jungen geht. Sieht, wie er ein paar Worte zu Basil sagt und ihn freundschaftlich schubst. Sieht das seltene Aufflackern eines Lächelns im Gesicht des kleinen, kränklichen Jungen. Andrew registriert außerdem, wie alt Peter verglichen mit den anderen in der Gruppe aussieht, wie *erwachsen*. Er ist hochofren, dass es ihm gelungen ist, den Jungen davon zu überzeugen, ihm in die Priesterschaft zu folgen. Andrew hegt insgeheim den Wunsch, dass Peter im Waisenhaus bleiben möge. Nicht als Waise, sondern als Priester. Als Vater für diese armen, niedergedrückten Kinder, die verletzt, vergessen, missbraucht und ausgesetzt zu ihnen kommen.

Andrew weiß jedoch, dass es auf Peters Weg zur Priesterschaft zwei Hindernisse gibt. Einmal seine Sturheit, von der er allerdings glaubt, dass sie abgemildert und in konstruktive Richtungen gelenkt werden kann.

Und Grace Hill.

Die junge Frau ist das viel größere Problem.

Aber alles in allem würde es Andrew ebenso freuen, wenn Peter Farmer würde, sollte es das sein, was ihn wirklich glücklich macht. Er will auch dafür sorgen, dass der Junge jede Gelegenheit erhält, über *alle* Optionen seiner Zukunft nachzudenken und dann seine eigenen Entscheidungen zu treffen. Schließlich kann man nicht zu einem Opfer gezwungen werden. Man muss es freiwillig bringen.

Lachend und raufend erreichen die Jungen das Gatter. Andrew gesellt sich zu ihnen, als sie hindurchgehen und junge Beine den

schmalen, staubigen Pfad zum großen Garten entlangstapfen. Er reiht sich neben Peter ein und senkt die Stimme.

»Das war lieb von dir, Peter. Aber ich würde gut auf Bruder Johnson achten. Er hat eine bewegte Vergangenheit, weißt du?«

Peter zuckt nach Art aller Teenager die Achseln und senkt den Kopf in bescheidener Auflehnung gegen die bescheidene Kritik an seiner Handlungsweise. »Das mag wohl sein.«

»Wie auch immer, weiter zu den wichtigen Dingen. Sag mir, fühlst du dich bereit für die heutige Lektion? Hast du Latein gelernt, wie ich es dir aufgetragen habe?« Andrews Ton ist heiter und unbeschwert, da er keinen Druck auf den Jungen ausüben will. Es ist eine heikle Zeit für Peter und in den nächsten Tagen erwartet ihn ein zähes Ringen, ein Kampf zwischen seinen menschlichen Begierden und Gottes Willen. Andrew denkt an den Ausflug, den er für sie geplant hat, behält die Neuigkeit aber einstweilen noch für sich. Er wird dem Jungen die Entscheidung nicht leicht machen, und so sollte es auch sein. So war es für ihn. Je schwerer der Kampf ausfällt, um dem selbst gewählten Pfad folgen zu können, desto nachhaltiger wirkt die Entscheidung dafür.

»Du wirst ein guter Priester sein, Peter. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

Die nächsten paar Schritte antwortet Peter nicht. Dann: »Ich weiß nicht, Pater.«

Andrew runzelt die Stirn. »Was ist los? Erzähl mir, was dich bekümmert. Das geht in Ordnung.«

Peters Gesicht rötet sich und er sieht nach rechts und links; überallhin, nur nicht zu Andrew. Als säße er in der Falle und suchte einen Ausweg. »Ganz ehrlich? Ich mache mir Sorgen um die Stärke meines Glaubens.«

Andrew lässt das einwirken. Er weiß *genau*, womit der Junge ringt, will seine Worte jedoch zuerst sorgfältig wählen. »Du hast Zweifel.«

Peter nickt, den Blick auf den Staub ihres Weges gerichtet.

»Könnten diese Zweifel etwas mit einer gewissen jungen Frau zu tun haben?« Er wartet Peters Antwort oder Verneinung nicht ab, sondern

fährt gleich fort. »Natürlich kannst du kein Priester sein und intim mit einer Frau werden. Und wie du weißt, darfst du niemals heiraten. Außerdem, tja, darfst du auch vor der Ehe nicht mit einer Frau zusammen sein. Das ist Sünde.«

Peter tritt gegen einen Stein und blickt über das Feld zur aufgehenden Sonne. »Gott hat wohl an alles gedacht, oder nicht?«

Andrew kann nicht anders, er muss lachen. »Ja, das hat Er wohl. Manchmal, mein Junge, bringst du mich auf den Gedanken, dass der erste Schritt zur Heiligkeit in Wirklichkeit wohl Verbitterung sein muss.« Andrew fasst ihn sanft am Arm, bleibt mit ihm stehen und vergewissert sich, dass die anderen Jungen außer Hörweite sind. »Die Priesterwürde ist nicht für jeden, Peter. Die Wahl triffst du ganz allein. Aber ich möchte dich bitten, dir genau zu überlegen, wer du bist und was für ein Mensch du in dieser Welt sein willst.«

Zum ersten Mal begegnet Peter seinem Blick. »Ich will wie Sie sein. Sie sind ...« Er blickt himmelwärts und dann wieder zu Andrew. »Sie sind der einzige gute Mensch, den ich je kennengelernt habe. Aber wenn ich Grace sehe ...«

»Das geht in Ordnung. Sei ehrlich.«

»Wenn ich sie sehe ... sind meine Gedanken nicht immer rein.«

Jetzt ist es Andrew, der wegsieht. In diesen letzten fünf Jahren die Rolle des spirituellen und des elterlichen Vaters für Peter zu spielen war nicht immer leicht. Er hat keine Erfahrung damit, einen Jungen ins Erwachsenenalter zu führen, wie es ein Vater könnte. Und über Sexualität zu reden liegt gewiss nicht in seinem Zuständigkeitsbereich. Andererseits gibt Gott jedem sein Päckchen zu tragen und er wird den Jungen nicht im Stich lassen. Ehrlichkeit, das weiß er, ist der einfachste und richtigste Kurs.

»Du bist sechzehn Jahre alt, Peter. Anders zu empfinden wäre ... unnatürlich. Wir sind alle nur Menschen. Ja, auch Priester. Weißt du, *du* musst entscheiden, welches Leben dir wichtiger ist. Dieses Leben des Fleisches, das im Nu vorbei ist, oder dein ewiges Leben bei Gott.« Peter nickt, scheinbar ungerührt. Andrew fasst ihn leicht bei den

Schultern. »Peter, es gibt eine Wahrheit, die du kennen musst. Bitte sieh mich an.«

Peter tut es. Sein junges Gesicht spiegelt Unentschlossenheit wider. Rings um sie beleuchtet die wärmende Sonne die Spitzen der hohen Grashalme, die sich in der frostigen Brise wiegen. Der graue Himmel hat eine bläuliche Färbung angenommen.

»Wenn du dieses Leben für das andere zu opfern vermagst, so wirst du mehr Freude erfahren, als du dir überhaupt vorstellen kannst. Eine Freude, die ewig währt.«

Peter scharrt mit einem Fuß im Staub, den Blick nach unten gerichtet. »Dieses Leben wäre kein großes Opfer.«

Andrew lässt den Jungen los und sie setzen ihren Weg fort. »Alles Leben ist ein großes Geschenk«, erklärt er. »Nicht wegen dem, was es uns selbst gibt, sondern wegen dem, was es uns anderen zu geben gestattet.«

Sie gehen schweigend weiter, bis sie bei den Feldfrüchten anlangen. Die anderen Jungen teilen sich bereits auf und machen sich an ihre jeweiligen Aufgaben. Der Boden ist spröde vor Kälte.

Peter rammt die schwere Schaufel in den Boden, betrachtet die anderen Kinder, beobachtet sie bei der Arbeit. »Pater«, beginnt er in gleichermaßen verschmitztem wie drängendem Tonfall. »Kommt Grace in den Himmel? Ich meine, könnten wir in Ewigkeit zusammen sein? Sie wissen schon, wenn schon nicht auf Erden?«

Andrew holt tief Luft, lässt sie langsam entweichen, reibt sich die Hände, um Wärme zu erzeugen, und hofft, dass Peter seine schockierte Belustigung nicht bemerkt. »Ich glaube, die Feinheiten dieser Frage sollten wir uns für einen anderen Tag aufsparen, mein Sohn.«

Während ich die anderen dabei beobachte, wie sie sich nach einem harten Tag der Feldarbeit waschen, denke ich über das Waisenhaus nach, diesen sonderbaren Ort, den wir unser Zuhause nennen. Der Steinboden im Waschraum wirkt beinahe neu verglichen mit dem Rest der Einrichtung, das Abwassersystem fast modern. Aus vielen Gründen fühlen sich die Räumlichkeiten, die wir bewohnen, wie eine andere Welt an, was sie in mehrfacher Hinsicht auch sind. Weil der Schlafsaal für die Jungen erst später angebaut wurde, vermittelt er das eigenartige Gefühl eines architektonischen Nachsatzes.

Das ursprüngliche Gebäude, bestehend aus der Kapelle, dem Speisesaal und einer Handvoll Privatgemächern für die Priester, sollte nicht mehr sein als ein Heim für umherziehende Missionare und ein Seminar für Priester in der Ausbildung. Als das Geld knapp wurde, wandelte die Kirche das St. Vincent dann in ein Waisenhaus für Jungen um und nutzte den Zufluss von Kirchengeldern, um den Speisesaal um eine Etage zu erhöhen. Hinzugefügt wurde außerdem ein großer Waschraum mit eigener Pumpe und langen Trögen fürs Händewaschen sowie Metallwannen, deren Abwasser durch eine Rohrleitung in die Felder geleitet wird. Drei weitere Räume wurden gebaut, die gegenwärtig als Klassenzimmer, riesige Wäschekammer und Lagerraum genutzt werden. Der eigentliche Schlafsaal, wo die Jungen schlafen und auch einen Großteil ihrer Zeit verbringen, wurde am Südende des umgestalteten Gebäudes errichtet. Er ist ein großer länglicher Raum mit Platz für zweiunddreißig Kinder, der gegenwärtig vollständig belegt ist. Den Abschluss bildet ein schmaler Kriechboden, der in erster Linie im Sommer die Hitze ableiten und in den langen kalten Wintern vor Kälte schützen soll. Wo dieser Kriechboden auf das Foyer trifft, geht er nahtlos in den bereits

vorher existierenden breiteren Dachboden über, der hoch genug ist, um als Lagerfläche genutzt zu werden, und sich direkt oberhalb der Privatgemächer der Priester auf der Nordseite befindet.

Zur Abrundung des Neubaus wurde eine breite Treppe mit einem Geländer mit dickem Eichengitterwerk zum neuen Obergeschoss errichtet, die in eine Galerie mit gewölbter Decke und Blick auf den Eingang sowie das steingeflieste breite Foyer des Gebäudes mündet.

In den beiden Dekaden seit Vollendung des Baus hat das St. Vincent Hunderte von Jungen beherbergt und sich dadurch einen stark gestiegenen Jahresetat von der Kirche gesichert.

Wenn ich an all die Seelen denke, die diese Räume und Flure bereits in Beschlag genommen haben, gibt mir das ein Gefühl, als wäre ich Teil von etwas Größerem – das mehr als nur die Jungs umfasst, die nach meiner Ankunft gekommen und gegangen sind, sondern eine Gemeinschaft von tausend Seelen bildet, die auch nach ihrem Fortgehen noch hier verweilen. Oder vielleicht ist St. Vincent auch nur der Ort, zu dem die Seelen der Waisen zurückkehren: ein Fanal für widerspenstige Seelen, die Städte und Farmen und offenes Land durchqueren, um diesen Ort wiederzufinden, das Heim, mit dem sie sich am ehesten identifizieren.

Ein Fegefeuer.

Ja, es ist ziemlich leicht, sich das Waisenhaus als ein Sammelbecken vorzustellen, wo all die Waisenseelen der Vergangenheit verweilen, schattenhaft und feindselig, bis sie ins Nachleben gerufen oder in alle Ewigkeit zurückgelassen werden.

Während ich Wasser in den Trog des Waschraums pumpe und sich die anderen den Schmutz der morgendlichen Arbeit von den Fingern bürsten und unter den Nägeln wegkratzen, denke ich an all diese verlorenen Seelen. Ich kann sie beinahe *spüren*, wie sie sich in ihrem Bedürfnis nach Wärme und Kontakt an die Lebenden schmiegen. Doch dies ist jetzt unsere Zeit; und während ich mir vorstelle, wie all das von der Arbeit geschwärmte Wasser zurück in die Feldfrüchte läuft, die wir als Nahrung anbauen und ernten, diese Wiederverwertung von Schweiß,

Dreck und Energie, denke ich über diese Jungen nach – diese Kinder –, die den aufgepfropften Neubau in Beschlag nehmen. Ich betrachte ihre kleinen Gesichter, ihre fragilen Leiber, ihre sauberen, in Fleisch gehüllten Seelen. Wir sind diejenigen, die in St. Vincent wohnen. Wir sind sein Blut und seine Kraft. Wir reinigen und sichern dieses Gefängnis ruheloser Seelen. Wir sind es, die die Felder bestellen, das Gebäude sauber und instand halten und den Kreislauf des Wachstums mit Lust und Schmerz versorgen, den Kreislauf, der in den Körpern der wachsenden Kinder ebenso sichtbar ist wie in den zum Himmel strebenden Früchten des Feldes.

Würden die verweilenden Seelen, so frage ich mich, ohne uns frei oder verdammt sein?

»Peter! Fester pumpen!«

Ich schiebe die abschweifenden Gedanken beiseite und verdopple meine Bemühungen, damit Wasser zu den Hähnen rinnt, wo seifige Hände auf das Abspülen warten. So erpicht sie auf das Mittagessen sind – so *hungrig* wir alle auch sein mögen –, so wichtig ist, wie sie alle wissen, die Sauberkeit der Hände, um die Kontrolle zu bestehen.

Zwischen den Rücken an der Pumpe nehme ich ein verwittertes Stück Seife und säubere meine eigenen Hände, wobei ich sehr darauf achte, den Schmutz unter den Fingernägeln und aus den Handflächen zu entfernen. Nur ein Mal, vor vielen Jahren, habe ich die Kontrolle nicht bestanden. Die unangenehme Erinnerung daran, den ganzen Tag nichts zu essen bekommen zu haben, sorgt beständig für die nötige Motivation, es nicht noch einmal dazu kommen zu lassen.

Ein Junge nach dem anderen verschwindet aus dem Waschraum und geht den Flur entlang zum Speisesaal. Ich werfe einen flüchtigen Blick durch die offenen Türen des Schlafsaals, sehe aber niemanden. Alle Jungen müssten jetzt beim Essen sein.

Es ginge gar nicht an, zu spät zu kommen.

Ich eile die Treppe hinunter und durch das Foyer, an den Kapellentüren und dem zu den Priestergemächern führenden Flur vorbei, schließlich durch die weit geöffneten Türen des Speisesaals.

Sechs gleich lange Tische in zwei ordentlichen Reihen füllen den Saal aus. An jedem sitzen fünf Jungen, abgesehen von zweien ganz hinten, an denen jeweils ein halbes Dutzend Platz findet. Niemand will an diesen Sechsertischen sitzen, weil die Essenszuteilung für jeden Tisch dieselbe ist, was schlicht und einfach bedeutet, dass jeder dieser Jungen eine kleinere Portion erhält. Ich musste schon viele Streitereien schlichten, wenn ein zum Schluss kommendes sechstes Mitglied einen Platz sucht, weil die anderen wissen, dass ihre Portionen dann kleiner sind.

Die Plätze sind nicht vorgeschrieben, aber die Sitzordnung ändert sich trotzdem nur selten. Gruppen bilden sich ganz natürlich im Waisenhaus, auch bei der hohen Fluktuation, die wir erleben. Freundschaften entwickeln sich, ähnliche Persönlichkeiten streben einander zu. David und ich sind die Ältesten und auch am längsten hier und daher diejenigen, die von Tisch zu Tisch ziehen, uns den Platz aussuchen, den wir wollen, und falls nötig ein jüngeres Kind umsetzen. In gewisser Weise dienen wir als Korrektive. Natürlich würde David nie zugeben, eine Führungsrolle innezuhaben, aber keiner von uns will, dass ein Kind bestraft wird. Im Laufe der Jahre ist das viel zu oft vorgekommen. Es kann einem schon schlecht davon werden, nur daran zu denken.

Heute bin ich der Letzte, der den Speisesaal betritt. Alle Jungen stehen mit dem Rücken zu den Tischen, während unsere beiden Küchenhilfen Platten mit Brot, Fleisch in einer hellen Soße und Krüge mit Wasser auftragen (Milch gibt es ausschließlich zum Abendessen). Jeder Junge hat sich die Ärmel aufgekremgelt und die Arme vollständig ausgestreckt, sodass die Fingerspitzen eines Jungen fast diejenigen des Nachbarn am angrenzenden Tisch berühren. Die Jungen werden so stehen bleiben, mit ausgestreckten Armen und nach oben gewandten Handflächen, bis die Kontrolle beendet ist.

Ich gehe zum nächsten Tisch und stelle mich neben die Zwillinge. Beide sehen mich lächelnd an und ich vermute, sie freuen sich, dass ich mir für diese Mahlzeit ihren Tisch ausgesucht habe. Ich nicke ihnen zu, dann schiebe ich meine Ärmel hoch und strecke die Hände aus.

Drehe die Handflächen nach oben.

Und warte.

Ich seufze innerlich, da ich es leid bin, wieder eine von Pooles ermüdenden Regeln zu befolgen.

Simon steht mir am nächsten Tisch gegenüber und starrt mich direkt an. Er verdreht die Augen und ich lächle zur Antwort, da wir beide hoffen, dass dieser Teil der Essenstradition schnell vorbeigehen möge, weil wir alle nach einem besonders harten Arbeitsvormittag hungriger sind als üblich.

Bruder Johnson und Pater Andrew übernehmen heute die Kontrolle. Andrew hat glücklicherweise meine Seite des Saals übernommen, Johnson die andere. Johnson mustert mich mit einem äußerst finsternen Blick, doch ich beachte ihn nicht. Die Priester haben an ihrem eigenen langen Tisch ganz vorn im Saal Platz genommen, der etwas erhöht auf einem Podium steht. Alle sind den Kindern zugewandt. Poole und White sitzen friedlich da, die Hände im Schoß, und sehen sich die Kontrolle an. Am Tisch hinter mir werden Teller und Schüsseln mit Essen abgestellt und Finnegans Magen gibt ein leises Hungerknurren von sich. Ich empfinde ebenso, versuche aber nicht daran zu denken. Noch nicht.

Andrew geht an blassen Händen vorbei. Ein paar Finger sind noch so nass, dass sie tropfen. Er lächelt und nickt, äußert hier und da ein freundliches Wort und inspiziert dabei die ausgestreckten Hände höchst oberflächlich. Ich blicke zu Johnson und sehe, wie er Handgelenke packt, Hände umdreht, Fingernägel betrachtet. Als ein Junge die Arme senkt, nachdem er vorbei ist, dreht er sich zu ihm um und grollt etwas, das den Jungen dazu veranlasst, die Arme wieder anzuheben. Sie zittern sichtlich.

Andrew beendet seinen Kontrollgang und nähert sich dem Tisch am Kopfende. Johnson ist noch am Nebentisch beschäftigt und macht einen frustrierten Eindruck. Wir können es alle kaum erwarten, endlich das Essen zu uns zu nehmen, das wir einstweilen nur riechen. Mein Magen knurrt laut, als ich mir vorstelle, wie Fleisch und Brot

in meinem Rücken kalt werden. Ich behalte Johnson ungeduldig im Auge, während er am letzten Jungen vorbeigeht, den Tisch umrundet und sich endlich auf den Weg ans Kopfende des Saals macht.

Für einen Moment begegnet sein Blick im Vorbeigehen meinem und ich erwidere ihn kühl. Dann wendet er seine Aufmerksamkeit von mir ab.

Mein Seufzer der Erleichterung bleibt mir im Halse stecken, als er plötzlich stehen bleibt.

Er steht vor Simon, der die Arme immer noch ausgestreckt hat. Ich kann Johnsons Gesichtsausdruck nicht sehen, da mir sein breiter Rücken die Sicht darauf versperrt, aber dafür höre ich ihn umso besser.

»Deine Hände sind schmutzig.«

»Was?«, erwidert Simon und ich zucke zusammen. »Sind sie nicht! Bruder Johnson, wo...«

»Du gibst Widerworte, Junge?«, unterbricht Johnson ihn so laut, dass sich sofort die Aufmerksamkeit des gesamten Saals auf ihn und Simon richtet.

*Bitte, gib keine Widerworte mehr, bitte ...*, denke ich sowohl aus Sorge um Simon als auch, um ehrlich zu sein, wegen meines nagenden Hungers.

»Nein, Sir«, murmelt Simon geschlagen.

»Dann geh sie waschen. Und beeil dich damit.«

Simon läuft vom Tisch weg, flitzt die Rückwand entlang und rennt durch die Türen. Ich stelle mir vor, wie er aus Leibeskräften zum Waschraum sprintet. Er weiß so gut wie jeder andere von uns, dass die anderen nicht auf ihn warten werden. Essen ist zu kostbar und sie lassen uns hier hungern. Wasser und Zwieback am Morgen, zum Mittag Suppe oder Fleisch und ein leichtes Abendessen, wo wir uns volle Milchkrüge teilen. Wenn Lebensmittel knapp sind, kann es auch schlimmer kommen. Viel schlimmer. Und die Jungen – ich eingeschlossen – essen, was sie können, wann sie können. Wenn man Hunger hat, ist alle Güte vergessen, bis man keinen mehr hat und sich Fleisch und Brot den Magen mit dem Schuldgefühl teilen.

Man gewöhnt sich daran.

Johnson dreht sich um und blickt Simon hinterher. Dabei sieht er mich mit einem Grinsen auf den Lippen an. »Hier ist alles erledigt, Pater«, blafft er durch den kleinen Saal und Poole hebt die Hand. Auf dieses Zeichen hin lassen die Jungen die Arme sinken und neigen den Kopf. Poole spricht ein kurzes Dankgebet. Kaum ist das Wort »Amen« über seine Lippen gekommen, als sich die Jungen schweigend und gewissenhaft der Nahrungsaufnahme widmen.

Ich setze mich rasch hin und verschiebe Essen von der Platte auf meinen Teller. Während sich Byron seine Portion nimmt, macht er sich über Basil lustig, der immer noch eigene Gebete spricht, sobald er sich den eigenen Teller gefüllt hat. Eine beeindruckende Leistung.

»Wofür betest du immer, Bas?«

»Meine Mutter hat zu mir gesagt, ich soll immer zu den Heiligen beten«, antwortet er. Die anderen lachen mit vollem Mund, doch Basil zuckt lediglich mit den Achseln und stopft sich ein abgerissenes Stück Brot mit Soße in den Mund.

Byron hebt den Kopf und zwinkert mir zu, fettige Soße auf den Lippen. »Was? Etwa zu allen? Es gibt Tausende.«

»Nee. Nur zu den wichtigen.«

Der ansonsten sehr zurückhaltende Terrence beißt an. »Welche wären das?«

Basils Lächeln wird breiter. Es bereitet mir Freude, es zu sehen. »Die englischen Heiligen natürlich!«

Die Zwillinge brechen in Gelächter aus ebenso wie Byron, was bei ihm nur selten vorkommt.

Ich lächle lahm und mache kurzen Prozess mit meinem Teller.

---

Nicht mehr als ein paar Minuten sind vergangen, als Simon in den Saal zurückgelaufen kommt und schnaufend an seinem Tisch landet. Ich sehe zu, wie er sich mit schlaffen Gesichtszügen niederlässt und

die leeren Platten und die vollen Teller der anderen Jungen betrachtet. Keiner von ihnen sieht ihn an. Keiner von ihnen sagt etwas.

Ich wende mich wieder meinem eigenen Essen zu. Der Hunger ist ein Tier in meinem Bauch, das sich befreien will und mich beißt und kratzt, bis ich es mit dem füttere, wonach es verlangt. Es wird mich weiterhin leiden lassen, bis ich sein Bedürfnis stille. In meinem Leiden und zu meiner Schande fließt meine Barmherzigkeit dahin wie Wasser aus einer Tasse.

»Bitte!«, fleht Simon. »Ich bin am Verhungern.«

Ich höre kaum hin. In meinem Kopf ist ein Rauschen, das mir die Ohren ausfüllt. Ich kann nicht klar denken und ich kann Simon nicht helfen. Dazu bin ich nicht fähig. Mit einem fingerknöchelgroßen Stück Brot – meinem letzten – wische ich dünne Soße von meinem Teller auf, als sich hinter mir eine unbekannte Stimme zu Wort meldet.

»Hier.«

Die Stimme ist dünn und ich erkenne sie nicht, weil das Wort eilig geflüstert wird. Ich wende den Kopf in dem Bemühen, keine Aufmerksamkeit zu erregen.

Bartholomew. Der stille, in sich gekehrte, dunkeläugige Bartholomew. Der lernbegierige Träumer mit den dünnen schwarzen Haaren und großen, glasklaren braunen Augen. Aus meinem Blickwinkel kann ich sein Gesicht nur im Profil erkennen, den Schlitz einer Augenbraue auf einer blassen Stirn, als er eine Hand über den Tisch zu Simon ausstreckt. »Nimm.«

Ich kann mir nicht helfen, ich muss ganz offen zusehen, wie Simon danach greift in der Hoffnung, dass es kein grausamer Streich ist. Bartholomew reicht ihm einen Schatz, ein Geschenk aus purem Gold in der essbaren Gestalt eines mit einer Portion Fleisch bedeckten Brotstückchens. Es ist zu klein, um den Bauch einer Maus zu füllen. Simons Miene hellt sich auf, als er danach greift.

*KRACH!*

Das laute abrupte Geräusch einer fest auf den Tisch schlagenden Hand erfüllt den Saal.

»Aufhören!«

Die Kinder verstummen und alle Köpfe wenden sich Poole zu, dessen funkelnder Blick auf den Tisch neben unserem gerichtet ist. Und, wie ich weiß, Simon und Bartholomew anstarrt.

Ich registriere, dass jetzt alle Priester den Tisch beobachten und sich höchstwahrscheinlich fragen, was vorgefallen ist. Johnson hat sich bereits erhoben.

Nach einem Augenblick ergreift Poole das Wort. Gelassen, selbstsicher. »Stimmt etwas nicht mit deinem Essen, Bartholomew?«

Poole stellt nur eine Frage, aber jeder hört die Drohung heraus, die damit verbunden ist. Ich stopfe mir mein letztes Stück Brot in den Mund und zwing mich, es zu kauen und herunterzuschlucken, während ich zusehe.

Als wäre er erstarrt, hält Bartholomew immer noch eine Hand teilweise ausgestreckt über den Tisch. Simon, sichtlich verängstigt, hat seine Hand zurückgezogen. Sie liegt unter dem Tisch verborgen in seinem Schoß.

»Nein, Pater.« Bartholomews Stimme klingt unerwartet kräftig in dem großen Saal mit der hohen Decke.

Wüsste ich es nicht besser, würde ich seinen Tonfall als aufsässig bezeichnen.

Und das wäre ein Fehler.

»Mach dir um mich keine Sorgen«, flüstert Simon. »Bitte, lass gut sein.«

Nur ein paar von uns sind nahe genug, um es mitzubekommen. Bartholomew verhält sich allerdings so, als hätte er nichts gehört.

Poole bleibt sitzen, beugt sich jetzt jedoch vor und stützt die Ellbogen auf, als studierte er ein Schachbrett. »Hast du keinen Hunger? Oder bist du vielleicht krank, Bartholomew?«

»Ich fühle mich gut, Pater.« Bartholomew klingt jetzt weniger gewiss. Er zieht sein Geschenk aus Brot und Fleisch zurück, hält es aber weiter unbeholfen in der Hand, als wüsste er nicht, was er damit anstellen soll. Ich sehe zu, wie eine dünne braune Linie aus wässriger Soße seinen Daumen hinunterläuft und auf die Tischplatte tropft.

Ich blicke zu den Priestern. Pooles Gesicht glättet sich zu einer leeren Tafel, aber ich nehme zur Kenntnis, dass sich Andrews Stirn in Sorgenfalten gelegt hat. White scheint ganz er selbst zu sein, verwirrt wie immer. Johnson sieht natürlich erwartungsvoll zu.

In der Zwischenzeit hat keiner der Jungen im Speisesaal auch nur mit der Wimper gezuckt. Wir alle gaffen bloß wie gelähmt, fasziniert. Hilflos.

»Dann iss dein Essen auf«, befiehlt Poole mit sanfter Stimme, seidenweich wie eine Katze, die eine Maus zum Essen einlädt.

Jetzt ist es wahrhaftig ein Schachspiel. Alle beobachten jeden Zug und wir alle fragen uns, wie schlimm es werden wird.

Simon schüttelt warnend den Kopf in Richtung Bartholomew.

*Tu's nicht.*

Ich bete, dass Batholomew seinen Rat beherzigt.

---

Andrew verspürt ein Gefühl der Übelkeit.

Er fühlt sich dem Jungen nicht besonders verbunden, aber er ist ihm auch nie bockig vorgekommen. Jetzt sieht Andrew jedoch die Aufässigkeit ganz deutlich in seinem Gesicht. Sieht sie und betet, dass sie verschwinden und in Unterwürfigkeit übergehen möge, zum eigenen Besten des Jungen.

Er hat nicht den Wunsch, zu erleben, wie noch jemand zu Schaden kommt.

Obwohl er es besser weiß, wendet er sich an den neben ihm sitzenden Poole und redet leise auf ihn ein. »Pater, vielleicht können wir dem Jungen das Essen überlassen. Schließlich hat er sich lediglich schmutzige Fingernägel zuschulden kommen lassen.«

Poole wendet sich Andrew zu, als wäre er gelangweilt. Er antwortet laut, als wollte er, dass die Jungen seine Zurechtweisung hören. Die Predigt fließt so leicht wie ein Vortrag von seinen Lippen. »Es ist eine Frage der Disziplin, Pater Francis. Heute sind es schmutzige

Hände, morgen verschlafen sie. Als Nächstes geben sie Widerworte und befolgen ihre Anweisungen nicht. Ein gesundes Gebilde beruht auf gesunder Disziplin. Auflehnung muss von den Oberen gänzlich und vollkommen erstickt werden. Andernfalls kippt das Gebilde wie ein Haus, das auf Sand gebaut wurde.«

Andrew ringt seine Verbitterung darüber nieder, wie ein Kind belehrt zu werden in dem Wissen, dass Poole genau auf diesen Ton abzielt – er will Andrew nicht zurechtweisen, er will ihn demütigen.

»Verstehen Sie?«

Andrew nickt, unfähig zu verhindern, dass ihm die Hitze in die Wangen schießt.

Poole wirft ihm noch einen letzten Blick zu, dann wendet er sich wieder der Angelegenheit zu, um die es geht. »Bartholomew, steh bitte auf.«

Am hinteren Ende des Saals schwingt Bartholomew die Beine über die Bank und erhebt sich, einen Arm vor sich, das Essen in einer zitternden Hand.

»Die Regeln hier im Waisenhaus sind einfach und klar«, fährt Poole fort. »Wenn man zum Essen keine sauberen Hände hat, muss man sie so lange waschen, bis sie sauber *sind*. Wenn das bedeutet, dass man eine Mahlzeit verpasst, muss man ohne sie auskommen und es beim nächsten Mal besser machen. Sag mir, verstehst du, warum wir diese Regeln haben?«

Bartholomew denkt einen Augenblick nach, obwohl sein Ausdruck der Aufsässigkeit nicht schwindet. »Wegen der Ordnung, Pater Poole.«

Andrew lehnt sich zurück und fährt sich mit einer Hand über das Gesicht. Er betet stumm zu Gott, dem Jungen Weisheit zu schenken. Der Ausdruck in den Augen des Kindes beunruhigt Andrew sehr.

Er sieht *wütend* aus.

»Das ist korrekt. Weißt du, das nächste Mal wird sich Simon vergewissern, dass er sich die Hände anständig gewaschen hat, und dadurch für eine gute Hygiene sorgen, die wiederum alle gesund hält. So *lernen* wir. Dadurch, dass du mit ihm teilst, beraubst du ihn dieser wichtigen Lektion. Tatsächlich *schadest* du ihm sogar damit.«

Poole lehnt sich zurück und Andrew ringt mit dem düsteren, wurmartigen Gefühl, dass der Priester die Szene genießt. »Und nun«, fährt Poole fort und seine Stimme trieft vor opportunem Kummer, »muss ich *dir* eine Lektion erteilen. Eine Lektion in Bezug darauf, sich die Regeln einzuprägen.«

Bartholomew zittert, als hätte ihn ein kalter Windzug gestreift, entgegnet aber nichts. Andrew fragt sich, wie kalt das Fleisch in seiner Hand geworden ist. Wie sehr sich das verbliebene nicht verzehrte Essen während Pooles Vortrag abgekühlt haben muss.

»Da du Simon seine Lektion vorenthalten willst ...« Poole legt einen Finger ans Kinn, als versucht er sich über die angemessene Reaktion klar zu werden, die für ihn, wie Andrew weiß, längst feststeht. »... wird Simon dir sein Essen vorenthalten.« Poole beugt sich vor. »*All* dein Essen. Was noch auf deinem Teller übrig ist und das, was du heute zum Abendessen erhalten hättest.«

Bartholomew rührt sich nicht. Der Saal ist totenstill.

»Gib ihm deinen Teller, Bartholomew.«

Andrew möchte sich abwenden, aufstehen und gehen. Den Speisesaal verlassen und sich in sein Gemach zurückziehen, wo er auf die Knie sinken, beten und die Jungen, die anderen Priester und das Leid vergessen kann, das er im Laufe der Jahre erlebt hat.

Jetzt erst sieht er, dass Peter am Tisch direkt neben dem sitzt, vor dem Bartholomew steht, und ringt darum, seinem Blick nicht zu begegnen. Er will nicht, dass der Junge seine Scham sieht.

»Sofort!«, brüllt Poole in einem jähen, vehementen Ausbruch. Er schlägt mit solcher Wucht mit der Hand auf den Tisch, dass die Platten springen und klirren. Andrew fährt ebenfalls zusammen, da seine Nerven so angespannt sind, als wäre Pooles funkelnder Blick auf ihn gerichtet.

Bartholomew steht einen Augenblick still ... und tut dann etwas Entsetzliches.

Er lächelt.

*Nein, mein Sohn*, denkt Andrew voller Panik. *Bitte nicht.*

Poole muss das Lächeln ebenfalls sehen. Andrew weiß, dass es das Feuer schürt, die hochmütige Überzeugtheit seiner Autorität anheizt. »Dies ist deine letzte Warnung, Bartholomew.«

Weiterhin lächelnd, führt Bartholomew das harte Brot, auf dem immer noch ein winziges Stück kalten Fleisches thront, zum Mund. Dann stopft er es hinein und kaut gierig.

Der Saal ist von einem Murmeln erfüllt, da die Jungen anfangen zu flüstern. Andrew kann gar nichts anders, als den dünnen Faden bräunlichen Speichels zur Kenntnis zu nehmen, der Bartholomew aus einem Mundwinkel sickert.

Poole erhebt sich.

»Letzte Warnung! Gib Simon deinen Teller und alles ...«

Bartholomew greift zum Tisch. Er nimmt seinen Teller, hält ihn sich vors Gesicht und beginnt mit den Fingern zu essen. Er schiebt sich hingebungsvoll Kartoffeln und Fleisch und Brot in den Mund, ohne groß zu kauen. Seine Wangen beulen sich aus. Fleischstückchen und Brotkrümel kleckern aufs Kinn, auf seinen Pullover, auf den Boden.

Dabei grinst er beständig.

Poole starrt auf den Tisch, als litte er. Andrew will eine Hand ausstrecken und sie dem älteren Mann auf den Arm legen, ihn für den Jungen um Verzeihung bitten. Er bleibt reglos.

Poole neigt das Gesicht zur Decke und hebt die Hände von den Seiten, als wollte er einen Segen erteilen.

»Auf, O HERR.« Pooles erhobene Stimme erfüllt den Saal.

Im Augenwinkel sieht Andrew, dass sich Johnson bereits in Bewegung gesetzt hat.

»Hilf mir, mein Gott! Denn du schlägst alle meine Feinde auf den Backen und zerschmetterst der Gottlosen Zähne.«

Während Poole seinen Psalm blafft, schlägt Johnson Bartholomew den Teller aus den Händen. Bartholomew kreischt und duckt sich, als Johnson ihn grob bei den Armen packt, sie dem Jungen auf den Rücken dreht, sodass sich sein Gesicht vor Schmerzen verzerrt, und ihn in Richtung Poole vor sich herstößt.

Als wäre das Kind ein Schild. Oder ein Opfer.

Andrew zwingt sich, Bartholomews Züge zu studieren, um sich die Schmerzen und Gefühlsregungen darin zu eigen zu machen. Die Augen des Kindes sind geweitet, schwarz, verängstigt. Sein zerzaustes, dunkles und zu langes Haar klebt ihm im schweißfeuchten Gesicht. Essensreste sind auf seinen Lippen verschmiert, Krümel der vergeudeten Überreste, die er nicht mehr hinunterschlucken konnte, kleben auf seiner Kleidung und den Schuhen. Die Schweinerei auf dem Boden.

Irgendwie, trotz der Schweinerei, trotz der Schmerzen und der Angst, grinst er immer noch.

Poole legt seine Fingerspitzen auf den Tisch und gibt einen langen Seufzer von sich. Er spricht leise, doch die Worte sind gut zu verstehen.

»Stecken Sie ihn ins Loch.«

Einen Herzschlag später ist Bartholomews Aufsässigkeit wie weggeblasen. Seine großen, harten Augen schmelzen vor Furcht dahin. »Was?«

Jetzt ist es Johnson, der das Grinsen im Gesicht trägt. Er beginnt damit, den Jungen aus dem Saal zu schleifen.

Die Panik in Bartholomews Gesicht verzerrt sich zu etwas Unmenschlichem, das es in eine Maske animalischen Grauens verwandelt. Ein Tier, dem bewusst ist, dass es zur Schlachtbank geführt wird.

»Pater!«, schreit er und Andrew zuckt bei dem Laut zerbrochener Kindheit zusammen. In diesem Augenblick sehnt er sich wieder nach dem aufsässigen Jungen, hofft auf den Ausdruck der Rebellion. Auf alles, nur nicht diese ungezügelte Angst. Es schmerzt ihn, dass dieser Augenblick wie weggewischt ist, als hätte sich der Teufel die Seele des Jungen geholt und schon verschlungen. »Pater, nicht! Es tut mir leid!«

Doch Pooles Augen sind geschlossen, ebenso, weiß Andrew, wie sich sein Verstand vor den Konsequenzen und der Hässlichkeit seiner Disziplin verschlossen hat. »Regeln werden eingehalten ...«, erklärt er, als er sich wieder setzt und die Hände unter dem Kinn verschränkt. Er spricht jetzt leiser, hält einen Vortrag für sich ganz allein. »Wir überleben, weil wir *Regeln* haben. Ohne sie sind wir nur verirrte Schafe.«

»PATER!« Der Junge strampelt und windet sich. Zu seiner Überraschung sieht Andrew, dass Bruder Johnson, der so groß und stark ist wie ein Ochse, Mühe hat, das dünne Kind daran zu hindern, sich loszureißen.

*Furcht verleiht Kraft, denkt er. Meine Lektion des heutigen Tages.*

Als es Johnson reicht, hebt er den Jungen hoch und trägt ihn hinaus, wie er vielleicht einen aus dem Meer geklaubten Riesenfisch tragen würde, der sich windet, kämpft und verzweifelt nach Luft ringt.

»Bitte tun Sie das nicht!«, kreischt Bartholomew mit tränenüberströmtem Gesicht. Seine Furcht ist greifbar.

Als Andrew seinen eigenen Namen hört, trifft ihn das wie ein elektrischer Schlag.

»Pater Francis, bitte!«

Einen Moment lang ringt er mit sich. Er macht Anstalten, sich zu erheben. Vielleicht geht das zu weit. Vielleicht ist es jetzt an der Zeit ...

Eine Hand fällt auf seine Schulter und Poole beugt sich zu ihm, bis sein Mund zwei Zentimeter von Andrews Ohr entfernt ist. »Hinterfragen Sie mich nie wieder in Gegenwart der Jungen. Haben Sie mich verstanden?«

Alle Gedanken an Rebellion sind wie ausgelöscht und Andrew nickt lediglich. Er fällt förmlich zurück auf den Stuhl und sein Blick senkt sich auf die Tischplatte. »Ja, Pater.«

Der ganze Saal wartet schweigend ab, während Bartholomews flehentliches Bitten um Hilfe, um Gnade, den Raum verlässt. Das Geschrei hält noch ein paar Augenblicke an und hallt aus dem Foyer herein, bis es schließlich im Licht des Nachmittags verschwindet und das Schließen der Waisenhaustür seine Stimme abschneidet wie mit einem Messer.

»Bitte, Bruder Johnson!«

Johnson trägt den kleinen Jungen, der stärker ist, als er aussieht, bei Gott. Eine richtige Nervensäge, das ist er. Aber diese Art von Bestrafung bereitet ihm keine Freude, vor allem nicht bei kleinen Kindern. Trotzdem, ohne Zucht und Ordnung wäre dieser Ort schon vor Jahren zerfallen und dann hätte Johnson keinen Wohltäter und würde in einer feuchten, rattenverseuchten Gefängniszelle verfaulen.

Er tut, was Poole von ihm verlangt. Fraglos, klaglos.

Draußen vor dem Waisenhaus ist es kalt, der Himmel grau, der Boden hart und unnachgiebig unter seinen Füßen. Er begibt sich zu einem Flecken mit hohem Gras, der zwischen der Scheune und dem schmalen nach Osten führenden Feldweg liegt. Johnson ist sich sehr wohl bewusst, dass der Platz strategisch ausgewählt wurde – Poole will, dass das Loch durch die Fenster des Jungenschlafsaaus gut zu sehen ist. Als Erinnerung daran, was passiert, wenn die Disziplin zusammenbricht.

»Bitte ...«

Das Gejammer des Jungen geht ihm auf die Nerven. Er hebt das Kind höher, packt den vor seiner Brust strampelnden mageren Körper fester.

»Au...«

*Fang jetzt bloß nicht an zu weinen, du Wicht, sonst kriegst du einen Vorgeschmack darauf, was richtige Schmerzen sind.*

»Bruder Johnson, das können Sie nicht machen. Es ist zu kalt, Bruder Johnson. Es ist viel zu kalt! Ich sterbe hier draußen, bitte. Ich werde sterben!«

Ein paar Schritte voraus ist eine breite hölzerne Plattform in den Boden eingelassen. Eine Klappe darin ist groß genug für einen

ausgewachsenen Mann. Im Gras daneben liegt zusammengerollt wie eine Schlange ein knotiges Seil. Die Plattform selbst besteht aus schweren Eichenbohlen, der Griff ist aus rauem Eisen gefertigt.

Beinahe zehn Jahre ist es jetzt her, dass Johnson Poole die Idee – wenn auch unabsichtlich – nahegebracht hat. In dem Gefängnis, aus dem er geholt wurde, gab es eine ähnliche Form der Bestrafung durch Isolationshaft. Nur dass der Gefangene anstatt in eine Einzelzelle nach draußen gebracht wurde.

Und begraben.

Das war Johnson nur ein Mal passiert und dieses eine Mal hatte gereicht. In einer zugenagelten Kiefernholzkiste zu stecken, einen Meter unter der Erde, während man um Gnade schrie. Die Wächter hatten gelacht, als sie Erde auf den provisorischen Sarg schaufelten. Hatten über ihr unzuverlässiges Gedächtnis gescherzt, weshalb er nur hoffen könne, dass sie sich daran erinnern würden, »wo wir dich gelassen haben«, und spöttisch der Frage Ausdruck verliehen, ob wohl »die Luft reicht, bis wir wiederkommen?«.

Johnson hatte den Sarg nicht gut verkraftet. Dank einer herrischen Mutter hatte ihm seine Kindheit eine tief verwurzelte Angst vor geschlossenen Räumen ins Unterbewusstsein gebrannt, die sich meldete, nun, da sie die Kiste zunagelten. *Panik grollte wie Donner in seinem Verstand und ein nervenzerfetzendes Grauen durchpulste ihn, als wäre ein tollwütiger Löwe aus seinem Käfig ausgebrochen.*

Als Johnson Poole von dieser besonderen Form der Folter erzählte, der widerspenstige Gefangene unterzogen wurden, regte der alte Priester eine ähnliche – wenn auch psychologisch nicht ganz so traumatisierende – Bestrafung für die Kinder an.

In den folgenden Wochen hob Johnson zusammen mit einigen der damaligen älteren Jungen ein Loch im Boden von der Größe eines Doppelgrabs aus. Bei Fertigstellung war es zweieinhalb Meter tief, zwei Meter lang und eineinviertel Meter breit. Sie klopfen die Erde der Wände und des Bodens so lange fest, bis ihre Hände bluteten, um jedes Risiko auszuschließen, dass die Wände einstürzten. Johnson

zimmerte sodann persönlich die Plattform, die als Dach dient. Deren Planken stecken so fest in der Erde, dass er bezweifelt, sie entfernen zu können, ohne sie vorher mit einer Axt zu zerhacken.

Im Laufe der Jahre hat das Loch seinen Zweck erfüllt. Und hat – bis jetzt – auch erst ein Todesopfer gefordert; einen kleinen, kränklichen Jungen, der nach einem ganzen Tag und einer ganzen Nacht unter der Erde krank geworden ist. Kurz darauf starb er an einem Fieber so heiß, dass es den Raum wärmte, wo sie ihn in Quarantäne hielten. Johnson selbst hasst das verdammte Ding und verflucht den Tag, an dem er Poole auf die Idee gebracht hat. In völliger Dunkelheit unter der Erde gefangen zu sein ist ein Schicksal schlimmer als der Tod.

Das ist eine Tatsache, mit der er intime Bekanntschaft gemacht hat.

Zum Glück ist das Loch nur sehr sparsam eingesetzt worden und hat sich zu genau der psychologischen Abschreckung entwickelt, für die es gedacht war.

In letzter Zeit ist es jedoch wieder zu regelmäßigerer praktischer Anwendung gelangt.

*Eine Schande*, denkt Johnson, als er Bartholomew auf die Füße stellt und dabei dessen schmalen Bizeps so fest umklammert, dass der Junge zu wimmern anfängt und sich ihm zu entziehen versucht. Egal, es ist beinahe vollbracht.

Johnson kniet sich hin, packt den eisernen Griff der Klappe und zieht kräftig. Die Klappe öffnet sich quietschend in alten Scharnieren – *die müssen bald erneuert werden*, denkt er – und fällt mit lautem *KRACHEN* auf die Plattform.

Johnson schüttelt Bartholomew kräftig und funkelt ihn an. »Willst du es auf die leichte oder auf die harte Tour?«

Bartholomew sieht ihn an, die Augen groß und voller Furcht. »Ich werde sterben, Johnson«, murmelt er, als wüsste er, dass die Worte nichts nützen, könnte aber das Bedürfnis nicht unterdrücken, sie trotzdem auszusprechen. »Heute wird die erste Nacht des Sturms. Ich werde erfrieren.«

Johnson packt beide Arme des Jungen mit festem Griff und zerrt ihn zur Öffnung.

Darunter gibt es nichts außer Dunkelheit und Kälte sowie die dort lebenden Insekten, um ihn zu begrüßen. Johnson tritt das zusammengerollte Seil durch die Öffnung. Es entrollt sich bis zum Ende, das mit einem schweren, ausgefranstem Knoten an einer der Eichenbohlen befestigt ist. Er beugt sich hinunter, sodass seine Augen auf gleicher Höhe mit denen des Jungen sind.

»Wenn ich du wär, würd ich auf den Beinen bleiben. Das hält das Blut in Bewegung.«

Johnson drückt den Jungen auf der Plattform auf die Knie.

Er rührt sich nicht.

»Nimm das Seil! Kletter da runter, verdammt!«

Bartholomew schüttelt den Kopf. »Bitte, haben Sie Mitleid«, jammert er. »Ich habe solche Angst.«

»Na gut.« Johnson ignoriert die Nebelwolke, in die sich sein Atem in der kalten Luft verwandelt. »Also die harte Tour.« Er bückt sich, packt das schreiende Kind an einem Arm und einem Bein und stößt es grob ins Loch.

Der Junge schreit wie am Spieß und verstummt dann – abrupt im Zeitraum eines Herzschlags nach dem Klatschen von Fleisch auf gestampfter Erde –, als er zweieinhalb Meter tiefer auf dem Boden landet.

Johnson packt rasch das schwere Seil und zieht es hoch. Er wirft die losen Schlingen ins Gras, tritt auf die quietschende Plattform und hebt die Klappe an.

Bevor er sie schließt, wirft er noch einen letzten Blick ins Dunkel.

Er kann nichts hören und noch weniger sehen.

Johnson lässt die Klappe zufallen. Sie landet mit einem schweren Krachen.

Er wartet auf das Geschrei, das Weinen, das Betteln.

Er hört nichts.

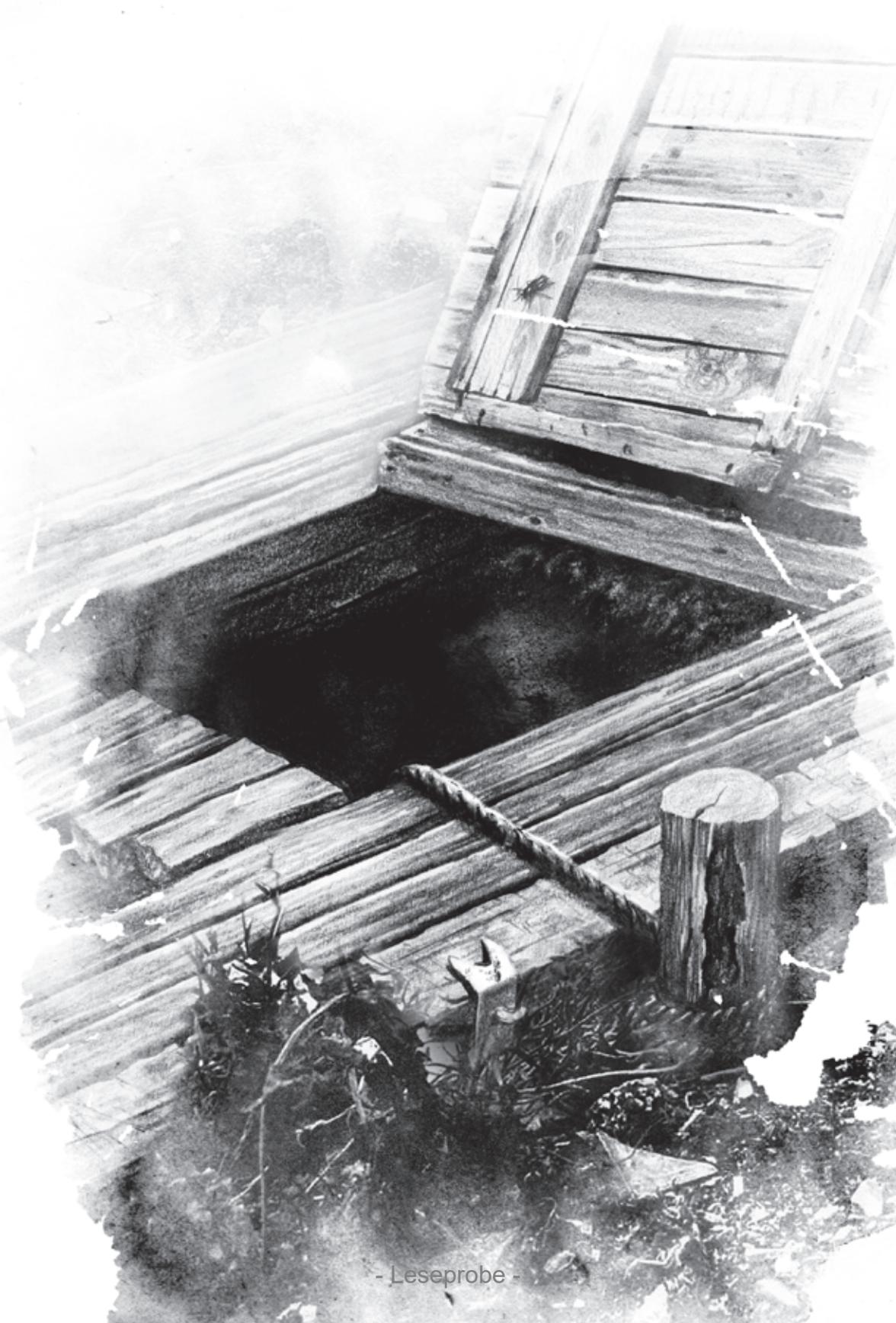
»Junge?« Er hasst das Beben der Anspannung in seiner Stimme. »Junge!«

Johnson verzieht das Gesicht. Es wäre gar nicht gut, wenn sich der Junge den Hals gebrochen hätte. Poole wäre nicht sonderlich erfreut.

Dann, wie ein Wunder, hört er ein schlurfendes Geräusch von unten, kurz darauf das leise Weinen eines Kindes.

»Bleib in Bewegung«, wiederholt Johnson seinen Rat, obwohl er nicht weiß, ob der Junge ihn hören kann oder nicht. »Halt das Blut im Fluss, dann passiert dir nichts.« Er wartet auf eine Antwort, erhält keine und zuckt die Achseln.

Er macht sich auf den Rückweg zum Waisenhaus und betet, dass seine unterbrochene Mahlzeit noch auf ihn wartet. Sollte sie nicht mehr da sein, können sie sich auf etwas gefasst machen.



- Leseprobe -

*KLOPF, KLOPF, KLOPF, KLOPF, KLOPF!*

Andrew rührt sich. Der schwarze Schleier des Schlafs zerreißt und zieht sich auseinander wie Spinnweben.

*KLOPF, KLOPF, KLOPF, KLOPF, KLOPF!*

Ein Mann brüllt etwas. Draußen vor der Tür. Es hallt durch den Flur in sein Gemach.

*Brüllt?*

Andrew richtet sich schwer atmend in der Dunkelheit auf.

Schnelle Schritte passieren seine Tür, das Flackern einer Handlaterne erleuchtet den Spalt darunter und verschwindet dann.

*Poole.*

Andrew tastet nach seiner eigenen Laterne auf dem Nachttisch und entzündet sie. Er hebt seine Uhr hoch. Halb vier in der Früh. Trotz der seltsamen Situation und anscheinender Dringlichkeit nimmt er sich die Zeit, in einen Bademantel zu schlüpfen und seine Schuhe anzuziehen.

Vor der Tür erstarrt er für einen Moment, hält den Atem an und lauscht. Das hämmernde Klopfen hat aufgehört. Er nimmt an, dass Poole demjenigen, der sich Einlass verschaffen wollte, die Tür geöffnet hat.

Jetzt sind Stimmen zu hören. Männerstimmen.

Sie klingen hitzig.

Andrew schnappt sich die Laterne vom Nachttisch und eilt zur Tür. Er zieht sie auf und läuft in den Flur. Weiter vorn sieht er Lichter im Foyer. Schwankende Laternen, die von Schatten gehalten werden. Die Geräusche zweier Männer, jetzt drei. Poole ist bei ihnen.

*Was geht da vor?*

## AUTOR



**PHILIP FRACASSI** ist der Autor der Romane *A Child Alone with Strangers*, *Gothic* und *Boys in the Valley*.

Seine Kurzgeschichten erschienen in zahlreichen Magazinen und Anthologien, darunter Best Horror of the Year, Nightmare Magazine, Black Static, Dark Discoveries und Cemetery Dance.

Philips Werke wurden in mehrere Sprachen übersetzt und von der New York Times, dem LOCUS Magazine und der Rue Morgue positiv besprochen. Die New York Times beschrieb sein Werk als »schrecklich gruselig«.

Deluxe-Ausgaben seiner Bücher sind bei renommierten Verlagen wie Zagava, Cemetery Dance, Thunderstorm Books, Earthling Publications und Lividian Press erschienen.

Die limitierte und signierte Ausgabe von *Boys in the Valley* ist sein erster Roman im Buchheim Verlag

Philip lebt in Los Angeles, Kalifornien.  
Mehr über Philip unter: [www.pfracassi.com](http://www.pfracassi.com)

## Illustrator



VINCENT SAMMY ist ein freiberuflicher Illustrator, der sich auf die Genres Horror und Science Fiction spezialisiert hat. Seine Arbeiten kombinieren traditionelle Malerei und digitale Medien.

Er hat Illustrationen für Verlage wie New Con Press, SST Publications, Cemetery Dance, Jurassic London, Rosarium Publishers und Thunderstorm Books erstellt. Darüber hinaus sind seine Kunstwerke auch in verschiedenen Publikationen wie Interzone, Black Static, Parsec und Apex Magazine erschienen.

Er wurde 2012 und 2013 für den *Artist of the Year-Award* der *This Is Horror-Awards* nominiert und stand 2015 auf der Shortlist für einen *BSFA-Award*.

Einige seiner Werke sind in Filmen wie *Chronicle*, *Tigerhouse* und Stephen Kings *The Dark Tower* zu sehen.

Er wohnt mit seiner Frau und seiner Tochter in Kapstadt, Südafrika.

*Mehr von seinen Arbeiten findet ihr auf:  
[karbonkay.wordpress.com](http://karbonkay.wordpress.com)*